

**Deutscher
Reporterpreis
2018**

**Die 10 nominierten Texte
in der Kategorie
„Beste Lokalreportage“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

1) Lutz Bernhardt: „Der Mörder war keiner von uns“ (22043)	03
2) Karl Grünberg: Hart auf Hart (24683)	09
3) Sebastian Leber: Mit voller Wucht (28425)	23
4) Verena Hasel: Der Aufnahmeleiter (37086)	34
5) Uli Kreikebaum: Nur kurz einkaufen (47649)	40
6) Karsten Krogmann: Was geschah mit Mike Mansholt? (56065)	48
7) Marius Buhl: Die Frau links vorm Prinzenbad (85907)	63
8) Anja Reich: Die verschwundene Klausel (88973)	70
9) Alexander Dinger und Martin Nejezchleba: Ausgesetzt (99093)	81
10) Maris Hubschmid: Bis zum letzten Tropfen (104064)	89

„Der Mörder war keiner von uns“

Vor 18 Jahren wurde in Bobenhausen ein Kind geraubt. 18 Jahre lang stand die Frage im Raum, ob unter den Bewohnern des Ortes der Mörder von Johanna Bohnacker lebt. Als niemand mehr damit rechnete, wurde ein Verdächtiger gefasst. Es war kein Nachbar. Das ist eine Erleichterung, sagen die Bobenhäuser. Aber die Tat hat Spuren hinterlassen.

Von Lutz Bernhardt, Frankfurter Neue Presse, 02.12.2017

Es gibt viele Narben im Gedächtnis eines jeden Dorfes. Unglücke oder Fehden. Dinge, über die man leise spricht oder gar nicht. Im kollektiven Gedächtnis von Bobenhausen pocht die Erinnerung an das Verschwinden von Johanna Bohnacker. Heute wäre sie 26 Jahre alt. Von jetzt auf gleich war sie weg, an einem Donnerstag, Spätsommer 1999, der 2. September. Temperaturen um die 23 Grad.

Johanna ist spielen mit zwei Schulkameradinnen im Nachbardorf, denken die Eltern. Zuletzt gesehen wurde sie um 17 Uhr 20. Sie hat langes, dickes blondes Haar und trägt ein pink-weißes T-Shirt, darauf die Freunde Micky und Minnie Maus und Donald Duck. Um 17 Uhr 35 wird ihr Fahrrad an einer Holzbank gefunden. Keine 200 Meter weiter wird gleich ein Fußballspiel auf dem Sportplatz angepfiffen. Das Fahrrad ist orange. Neben der Bank führt eine Brücke über den Laisbach, im Sommer vielleicht ein Meter breit. Es sind diese Minuten, die alles verändern in Bobenhausen.

Bobenhausen ist ein Ortsteil von Ranstadt. Hier leben 500 Menschen am Rand des Vogelsbergs im Wetteraukreis. Dahinter liegt Hessisch Sibirien, scherzen die Bobenhäuser. Bis Frankfurt ist es mit dem Auto eine gute Stunde. Gäbe es in Ranstadt keinen Bahnhof, wäre man hier völlig abgeschlagen. Seit März 2017 gibt es einen Funkmast von Vodafone. 52 Meter hoch, macht schnellste LTE-Übertragung möglich. Zu seiner Inbetriebnahme kommt die Bundestagsabgeordnete. Die Bürgermeisterin sagt, die Mobilfunkversorgung sei wichtig für die Rettungskette. Wenn mal etwas passiert, zum Beispiel im Wald.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Es traf uns mit voller Wucht“, sagt Armin Dechert. Ein Polizeiauto habe er gesehen, vor dem Haus der Bohnackers, Frankfurter Straße 13 bis 15. Dechert, heute 61 Jahre alt, Ortsvorsteher, Mitglied im Männergesangsverein. Am 2. September 1999 kommt er vom Sportplatz nach Hause, er wohnt schräg gegenüber von Johannas Familie. Auf dem Platz hat sein Verein, der KSV Bobenhausen, gegen die SG Steinberg/Glashütten im Pokal verloren. Das ist so lange her. Dechert ist damals Pressewart vom KSV, er setzt sich hin und schreibt den Spielbericht für den Kreis-Anzeiger. Ein Polizeiauto bei Bohnackers, er denkt sich nichts dabei. Kurz danach heult die Feuerwehrsirene. Die Suche beginnt.

„Es ist wie mit dem 11. September 2001“, sagt Kerstin Schmieder. Sie ist heute wie damals bei der Freiwilligen Feuerwehr Bobenhausen. „Jeder von uns weiß noch, was er am 2. September 1999 gemacht hat, als die Nachricht von Johannas Verschwinden durchs Dorf ging.“ Suchtrupps finden sich zusammen. Nachbarn, Bekannte, alle machen mit. Es wird Abend, sie sind zuversichtlich. Schmieder macht sich wenig Gedanken: „Im Einsatz funktioniert man einfach.“ Auch in Südtirol läuft die Nachricht im Fernsehen: In Bobenhausen, Hessen, werde ein Kind gesucht. Dort macht Regine Jünger Urlaub, sie ist unterwegs auf dem Klettersteig. Die Dorfpfarrerin. Sie setzt sich am nächsten Tag ins Auto. Sie will da sein, wenn man sie braucht.

Erst später sei die Angst gekommen, am nächsten und übernächsten Tag, sagt Kerstin Schmieder. Unbehagen macht sich unter den Suchenden breit. Die Angst, Johanna tot zu finden. Stunde für Stunde verging, nichts, keine Spur. Angst vor dem Anblick. Dann, als der Einsatz beendet ist, die Angst, dass sie doch noch gefunden wird an einem Ort, an dem man selbst für die Suche verantwortlich war, sagt Schmieder. Das sei für sie nachher fast am schlimmsten gewesen. Vielleicht einen Fehler gemacht zu haben. „Ich wollte sie doch finden, aber lebend“, sagt Schmieder.

Zwei Hundertschaften von der Polizei sind beteiligt, ihr Basislager ist am Sportplatz, wenige Meter von der Bank entfernt, wo Johannas Fahrrad gefunden wurde. Hier vor dem Sportplatz hat ein Zeuge auch einen braunen VW Jetta auf dem Fahrradweg gesehen, von hinten seitlich einen Mann mit Pferdeschwanz, ortsfremd, Bad Homburger Kennzeichen. Rettungshubschrauber fliegen mit Wärmebildkameras über

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

das Laisbachtal. Die Fischteiche entlang der Straße nach Schwickartshausen werden von Tauchern durchsucht. Ausnahmezustand, sagt Armin Dechert. Das ganze Dorf war auf den Beinen, sagt Regine Jünger. Tagelang Belagerung durch Kamerateams, Fotografen, Reporter.

Es gibt ein Foto von dem T-Shirt. Aufgenommen, nachdem das Skelett des Kindes acht Monate später gefunden worden war. Der Waldboden nahe der Raststätte Berfa an der Autobahn Frankfurt-Kassel wurde von Wildschweinen durchpflügt. Das ist 99 Kilometer von Bobenhausen entfernt, Fahrtzeit etwa eine Stunde. Ein Spaziergänger hatte einen Schädel gefunden. Auf dem Bild sieht man den Stoff der T-Shirt-Rückenseite. Micky, Minnie und Donald von hinten. Micky hat den Arm um Minnie gelegt. Das T-Shirt hat fransige Löcher, eingerissen und verdreckt. Als Johanna gefunden wird, ruft ihre Mutter nachts bei Regine Jünger an.

Im evangelischen Pfarramt von Schwickartshausen, Bornweg 2a, steht im Arbeitszimmer von Regine Jünger eine Gitarre neben einer Sitzgruppe. Auf dem Sofatisch steht eine Box mit Taschentüchern. Jünger ist seit 1994 im Amt. Als Johanna verschwand, war sie 34 Jahre alt. Heute denkt sie, sie sei ja noch ziemlich jung gewesen für die Aufgabe, in so einem Fall Hoffnung zu spenden.

Was war denn mit Ihrer Hoffnung, Frau Jünger? Sie fragt zurück: „Mit meiner persönlichen?“ Sie denkt nach. Dann sagt sie leise: „Ich habe nicht viel Hoffnung gehabt, dass Johanna lebt.“ Sie erinnert sich. Während die Suche läuft, geht sie zum Haus der Bohnackers. Sie klingelt am Gartentor, eine Treppe führt hoch zum Haus. Oben in der Tür steht der Vater. Er kennt die Pfarrerin nicht. Sie stellt sich vor. Er ruft: „Und Sie wollen uns jetzt sagen, dass Johanna im Himmel ist, oder was?“ Sie sagt: „Es geht mir um die Hölle, in der Sie jetzt sind.“

Entsetzt, das Dorf, die Menschen, das Leben ist durcheinander. Auf dem Altar in der Kirche brennt eine Kerze für Johanna. Kriminalpolizisten kommen ins Haus von Armin Dechert. Sie trennen die Familie. Er wird im Wohnzimmer befragt. Seine Frau und seine Tochter, Laura, in der Küche. Dechert sagt: „Sie sind in jedem Haus gewesen. Das haben sie überall gemacht.“ Wo er gewesen sei, wie gut er die Bohnackers kenne. Johanna hat mit Laura ab und zu im Sandkasten auf dem Hof der Decherts ge-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

spielt. Laura ist zehn Monate älter. Heute sagt sie: „Das hat meine Vorstellungskraft gesprengt. Sie war weg. Was damit verbunden war, habe ich nicht verstanden.“ Johanna sei so fröhlich gewesen. Viele Erinnerungen an sie habe sie nicht. Aber sie weiß noch, wie Reporter vor der Schule standen. Bis auf den Schulhof sind sie den Kindern gefolgt. „Die haben uns Kinder tatsächlich gefragt, ob wir jetzt Angst haben.“

Ein Kind ist verschwunden. Eine Leiche wurde gefunden. Und die Bild-Zeitung fragt: „War der Nachbar der Mörder?“ Es war ohnehin schlimm. Das Verbrechen löst ja Fantasien aus, Gedanken. Wie lange hat Johanna noch gelebt? Wie ist sie gestorben? Am Fundort der Leiche wurde Klebeband gefunden. Klebeband braucht man zum Fesseln. Man fesselt jemanden, damit er sich nicht wehrt.

Eltern lassen ihre Kinder die paar Meter nicht mehr alleine zur Bushaltestelle gehen, damals Linie 18, nach Ranstadt zur Schule. Misstrauen sickert in das Fundament des Dorfes. Die Gespräche verändern sich. „Da war plötzlich eine Wand“, sagt Armin Dechert. Er wollte es nicht glauben. Das kann keiner von uns gewesen sein. „Ich wüsste bis heute nicht, wen ich aus dem Dorf hätte verdächtigen können.“ Aber das Misstrauen, das ist da. Es steht zwischen den Menschen. „War es am Ende einer, mit dem ich zusammen Bier trinke?“ Die Polizei spricht von Ortskenntnissen, die der oder die Täter hätten haben müssen. Es wird spekuliert, er müsse Helfer gehabt haben. Die Rede ist von einer Frau.

Die Pfarrerin versucht, die Bobenhäuser aufzufangen. Bei der Reihenuntersuchung im Gemeindehaus lassen die Männer freiwillig Fingerabdrücke abnehmen. Einer kommt aus der Tür und hält Regine Jünger die Finger mit der Farbe hin: „Jetzt bin ich angeschwärzt.“ Ein anderer ist völlig durcheinander und sagt, er wisse selber nicht mehr, ob er nicht was damit zu tun habe. Die Pfarrerin macht Hausbesuche. Ein Mädchen fragt: „Und wenn es mein Vater war?“

Und was ist, denkt Regine Jünger, wenn jemand beichten will. Was, wenn sich ihr gegenüber jemand erleichtern will? Es gilt das Beichtgeheimnis. Und was, wenn klar wird, dieser oder jener war's? Was macht das Dorf? Regine Jünger denkt über einen Schutzort nach. Für den Fall, dass die Situation eskaliert und der Täter vor hoch-

kochenden Rachehandlungen bewahrt werden muss. „Wo kann ich eine Tür abschließen, wenn es ernst wird?“

Johanna, immer wieder. Vieles bleibt unausgesprochen. Das Verhältnis zu Johannas Eltern ist anders, als man auf einem Dorf vermuten würde. Es sind irgendwie doch Zugezogene – auch wenn Johanna hier aufgewachsen ist. Der Vater handelt mit Trödel. Er trägt einen Pferdeschwanz. Das Dorf hat seinen eigenen Blick auf die Bohnackers. Umständlich sagen die Bobenhäuser: Die Familie war nicht so integriert. Zu den Bohnackers geht keiner, um mit ihnen zu trauern, wie es unter Nachbarn üblich ist. Sie suchen keine Nähe, eher im Gegenteil. Sie verlassen Bobenhausen noch in dem Jahr, in dem die Leiche gefunden wurde.

Schock ja, Fragen auch, warum bei uns, warum in Bobenhausen. Aber Trauer? „Nein, Trauer war das nicht“, sagt Regine Jünger, „es war viel Betroffenheit da.“ Und da ist Wut, auf den Täter. Entrüstung wegen der Verdächtigungen. In Wellen schwemmen Medien die Öffentlichkeit ins Dorf. Es kommen Jahrestage. 2002 die Reihenuntersuchung, Hunderte Männer geben Fingerabdrücke ab, 2005 eine weitere Testreihe, 2007 werden die Jetta-Fahrer aus Bad Homburg überprüft, 2014 ein Beitrag bei „Akte XY ungelöst“. Die Polizei lässt ein großes Plakat am Dorfeingang aufstellen. Manche im Ort schauen immer erst aus dem Fenster, ob die Kameras weg sind, bevor sie das Haus verlassen. Andere suchen regelrecht das Scheinwerferlicht. Alle wissen, Johanna, ja, jetzt ist wieder was.

Und während die Zeit vergeht, verfällt das Haus. Der Garten wuchert, das Dach ist undicht, wer will auch einziehen in so ein Haus, mit dieser Geschichte. Frankfurter Straße 13 bis 15, mitten im Ort. Die Dachpfannen fallen runter. Auf der Treppe, vom Törchen bis hoch zur Haustür, wächst das Unkraut. Die Bobenhäuser wollen ihr Dorf erneuern. Für die Großgemeinde Ranstadt soll es Fördermittel geben im Rahmen eines Landeskonzpts zur Dorfentwicklung. Die ländlichen Orte sollen gestärkt werden, heißt es, in Anpassung an den demografischen und sozioökonomischen Wandel. Wandel, das heißt in Bobenhausen, wenn auf dem Friedhof ein Grab hinzukommt, steht das nächste Haus leer. Bobenhausen soll attraktiver werden. Auf einer Gemeindeveranstaltung im November 2014 wird eine Präsentation gezeigt. Auf Seite zwei steht „Positive

Entwicklungen“. Ein Mobilfunkurm von Vodafone soll kommen. Und der „Schandfleck“ wird entfernt. Schandfleck, das ist die Frankfurter Straße 13 bis 15. Die Seite drei der Präsentation zeigt ein Foto.

Heute ist das Haus verschwunden. Auf dem Grundstück sind noch Mauerreste, die Treppe ist noch da, Sträucher wachsen wild. Johanna ist auf dem Friedhof begraben, der oben auf dem Hang liegt. Von hier aus sieht man das Dorf im Laisbachtal liegen, sanft steigen die Hügel auf der anderen Seite auf. Auf den Wiesen Obstbäume und Kühe, die Straße nach Ortenberg führt in einem langen Bogen zum Waldrand. Aus dem Wald ragt der Mobilfunkurm. Verlassen sieht das Grab aus. Die Fassung der Betonplatten sitzt nicht mehr richtig. Ein kleiner blauer Spielzeug-Frosch mit schwarzen Punkten hockt im Kies. Die Eltern haben damals einen weißen Sarg ausgesucht. Er sollte der Körpergröße von Johanna entsprechen. Auf dem Grabstein ist ein Engel, der zum Himmel schaut. Auf der Eisenplatte ist ihr Name eingraviert und das Geburtsdatum, 17. August 1991.

Vor 18 Jahren, am 2. September 1999, wurde dem Ort Bobenhausen ein Kind geraubt. Heute ist wohl klar, dass es noch am selben Tag gestorben ist. 18 Jahre lang stand die Frage im Raum, ob unter den Männern des Dorfes Johannas Mörder sei. Als niemand mehr damit rechnete, wurde ein Verdächtiger gefasst, 25. Oktober 2017. Es war kein Vater, kein Nachbar, keiner, mit dem man ein Bier trinken war. Das macht es leichter. Ein wenig.

Hart auf hart

Manchmal stehen sie im Dreck. Manchmal sind die Kinder mit blauen Flecken übersät. Manchmal wünschten sie, das wäre schon alles. Seit April gibt es die schnelle Eingreiftruppe des Jugendamtes von Marzahn-Hellersdorf – sie ist oft der letzte Verbündete der Kinder

Von Karl Grünberg, Tagesspiegel, 28.07.2018

Auf seinem Rücken trägt er einen prallen, vollgepackten Rucksack. Darin ist alles, was er vermutlich brauchen wird, jetzt, da er nicht mehr zu Hause leben darf. Zahnbürste, Unterhosen, Hemden, ein Parfüm: Route 66. Die Flasche hatte ihm seine Mutter gebracht. Wann er wieder zu ihr zurückkann? Morgen, da ist er sich sicher. Doch die Wahrheit ist, dass das keiner abschätzen kann. Einen Tag, eine Woche, einen Monat. Länger?

Matthias heißt der Junge. Acht Jahre ist er alt. Er steht vor dem Eingang einer Berliner Kinderpsychiatrie. Hier hat er die Nacht verbracht, doch hier kann er nicht bleiben. Er ist nicht selbstmordgefährdet, er schlägt auch nicht seinen Kopf gegen die Wand, also musste er sein Bett räumen. Nun wartet er. Seine Augen huschen die Straße rauf und runter, dann balanciert er über ein Holzgeländer, untersucht ein parkendes Motorrad, dann sagt er, wie aus dem Nichts:

„Die Polizei war gestern in meinem Zimmer.“

„Warum?“, fragt Anja Hartfiel, Sozialarbeiterin vom Jugendamt, Abteilung Krisenintervention, Bezirk Marzahn-Hellersdorf.

„Weil ich ein Messer hatte.“

„Warum hattest du ein Messer?“

„Weil ich damit meine Mutter abstechen will.“

Stille.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie ist so still, sie fängt an zu dröhnen. Dann drängt sich das Zwitschern der Vögel dazwischen. Die Sonne scheint durch das Geäst der Eichen. Friedlich ist es hier.

So, wie Matthias das gesagt hat, dieses „will“ und dieses „abstechen“, diese Betonung, und wie er dabei wirkt, so kompromisslos, so betont gleichgültig, dazu diese Spannung in seinem Körper, ahnt man, dass er keinen Witz gemacht hat. Es war auch nicht das erste Mal, dass er Mutter und Geschwister bedroht hat. Nun darf er nicht mehr nach Hause, zum Schutz seiner Familie.

„Bist du wütend auf deine Mutter?“, fragt die Sozialarbeiterin. „Ja“, sagt der Junge. Dann nimmt er die Parfumflasche aus seinem Rucksack und besprüht die Ameisen und Blumen am Wegesrand. „Jetzt riechen sie gut“, sagt er, während sich die Insekten krümmen und verenden.

Die Sozialarbeiterin schaut auf ihr Handy. Es ist 18.05 Uhr. Eigentlich hätte sie seit fünf Minuten Feierabend. „Wann kommt endlich dieses verdammte Taxi?“ Ihre Verabredung für heute Abend musste sie absagen. Wieder mal. Und eigentlich sind da noch die zwei anderen Kinder, die nicht mehr bei ihrer Mutter bleiben sollten. Die Meldung kam erst am Nachmittag rein, aber ihr lief die Zeit davon. Sie musste sich entscheiden: Matthias oder die zwei anderen Kinder.

„Ich kann mich nicht zerreißen, nicht an zwei Orten gleichzeitig sein“, sagt sie. Man sieht ihr an, wie schwer ihr das fällt, diese Entscheidung zu treffen, diesen Kompromiss zu wählen, von dem sie weiß, dass er mehr schlecht als recht ist. „Es ist halt, wie es ist“, sagt sie.

Anja Hartfiel und ihre Kollegen sind die schnelle Einsatztruppe. Sie gehören zum Kriseninterventionsteam, das im April dieses Jahres gegründet wurde. Immer wenn es eine Meldung gibt, wenn der Verdacht besteht, dass das Wohl des Kindes gefährdet ist, sind sie es, die hinfahren, sich alles ansehen. Manchmal stehen sie im Dreck. Manchmal sind die Kinder gesund und munter. Manchmal mit blauen Flecken übersät. Manchmal wünschten sie sich, dass es nur blaue Flecken wären.

Beim Krisenteam werden die Krisen im Akkord bearbeitet. Hier kommt eine Meldung nach der anderen rein. Hier passiert immer alles gleichzeitig. Ein Schicksal

macht fassungslos, das nächste ist aber noch elender. Die Entscheidungen verändern die Lebenswege von Kindern und Familien.

Marzahn-Hellersdorf hat jetzt diese Spezialteams, Spandau, Reinickendorf, Mitte, Friedrichshain-Kreuzberg und Neukölln auch. Andere Bezirke nicht. Doch die Sozialarbeiter kämpfen nicht nur gegen die Missstände in den Familien. Sie kämpfen auch mit Missständen in den Jugendämtern selber: zu viele Fälle pro Mitarbeiter, zu wenige Kollegen, mangelnde Ausstattung und das bei einem geringen Gehalt. Diese Missstände sind zur Normalität geworden. Nicht nur in Berlin, sondern in ganz Deutschland. Das hat jetzt auch die Studie „Berufliche Realität im Jugendamt“ der Hochschule Koblenz bestätigt, die unter anderem vom Jugendamt Mitte in Auftrag gegeben wurde.

Zur Berliner Normalität gehört, dass jede siebte Stelle im Regionalen Sozialen Dienst (RSD) des Jugendamtes nicht besetzt ist. Der RSD ist die Abteilung, die für den Kinderschutz zuständig ist. Die Stellen sind zwar da, finanziert und bereit, besetzt zu werden, es fehlt aber an qualifizierten Bewerbern. Nicht jeder Absolvent ist bereit, sich den Stress, den Frust und das geringe Gehalt anzutun. Jede siebte Stelle: Das sind 15 Prozent, 141 von 888 Plätzen. Hinzu kommt eine hohe Anzahl von Mitarbeitern, die dauerhaft krank sind. Die Kollegen aber, die noch da sind, haben unter diesen Bedingungen kaum Zeit, vor Ort zu sein, um zu überprüfen, ob ein Kind gefährdet ist oder nicht. Dem gegenüber stehen die „Gefährdungsmeldungen“, die sich seit 2012 verdoppelt haben. Ebenso um das Zweifache angestiegen ist die Zahl der gemeldeten latenten und akuten Kindeswohlgefährdungen.

Anja Hartfiel, 48, und Matthias stehen immer noch vor der Kinderpsychiatrie und warten auf das Taxi. Warum der Junge so wütend ist? Was in der Familie los ist? Das weiß Hartfiel nicht. Es ist gar nicht ihr Fall. Nicht ihre Akte. Der Vorgang, also Matthias, gehört eigentlich zu einer anderen Kollegin aus einem anderen Team. Doch die Kollegin saß den ganzen Tag in Hilfeplangesprächen, jene Runden, in denen entschieden wird, wie es mit dem jeweiligen Kind weitergeht. Sie konnte sich nicht um Matthias kümmern. Also übernahm Hartfiel.

Matthias, seinen Namen hat Hartfiel am Morgen, gegen 10.30 Uhr, das erste Mal gehört. Da kam sie gerade von zwei Hausbesuchen zurück. Seitdem hat sie seinen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Namen dutzendumal in den Telefonhörer gesprochen: „Hallo, hier Frau Hartfiel, Kriseninterventionsteam Jugendamt Marzahn-Hellersdorf. Ich hätte da einen Jungen, Matthias, acht Jahre alt, der hat diese Nacht in der Kinderpsychiatrie übernachtet. Dort kann er aber nicht bleiben. Für ihn brauche ich für heute Abend einen Krisenplatz. Hätten Sie was frei? Wir wissen sonst wirklich nicht, wohin. Nein. Schade, aber danke.“

Sie hat sich durch die Bezirke telefoniert. Eine Einrichtung nach der anderen, immer weiter weg von zu Hause, er soll ja noch zur Schule gehen. Nichts. Keiner hat ein Bett frei. Keiner will Matthias. Einmal nur hellte sich ihr Gesicht auf. In Buch gebe es noch was. Ewig weit weg. Egal. Ein Platz ist ein Platz. Doch sie haben noch einen anderen Jungen auf der Warteliste. Hartfiel fängt an, Matthias anzupreisen. Nett und lieb sei er. Sie redet über ihn, als sei er eine besonders leckere Frucht auf dem Markt, ein unschlagbares Angebot. Eine halbe Stunde später kommt der Rückruf: nein. Sie haben sich für das andere Kind entschieden.

Nun warten die beiden also auf ein Taxi, das sie in den Kindernotdienst bringen soll. Das ist die Notaufnahme für alle Fälle, die nach 18 Uhr auflaufen. Er muss alle annehmen. Immer. Deshalb bringen die Jugendamtsmitarbeiter diejenigen Kinder her, für die sie bis zum Dienstschluss kein Bett gefunden haben.

Fehlt nur noch das Taxi. Dienstwagen haben die Jugendämter nicht, außer Neukölln und Spandau, da haben sich die Stadträte durchsetzen können. Mit dem eigenen Auto dürfen sie die Kinder nicht fahren. Also Taxi auf Coupon. Das Taxiunternehmen aber, mit dem sie zusammenarbeiten müssen, ist nicht immer begeistert von diesen Fahren. Kein Trinkgeld. Weinende Kinder auf dem Rücksitz. Manchmal kommen die Wagen erst gar nicht. Dann wieder haben sie keine oder nicht genug Kindersitze dabei. Manchmal wird aus dem kleinen Drama ein ganz großes, wenn die Minuten vergehen und sie mit den Kindern vor dem Haus der Eltern auf den Transport warten müssen.

Anja Hartfiel denkt an die beiden anderen Kinder, ihre Mutter und den mehr schlecht-als-rechten Kompromiss, während sie aufpasst, dass Matthias auf die vorbeifahrenden Autos aufpasst. Zu der Familie hat sie dann den Einzelfallhelfer geschickt. Der gehört zu einer freien Einrichtung, die mit der Betreuung beauftragt ist.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er soll prüfen, ob der Zustand noch bis morgen früh tragbar ist. „Auch wenn es mir nicht gefällt. Ich kann nur hoffen, dass alles gut geht“, sagt Hartfiel.

Es gebe nicht viele positive Geschichten bei dieser Arbeit, sagt sie. „Geschichten, bei denen es wirklich einmal gut gegangen ist, bei denen wir helfen konnten, ohne Wenn und Aber.“ Das sind dann die Momente, von denen die Sozialarbeiter Monate zehren. Diese Mutter und ihre beiden Kinder, sie waren so eine positive Geschichte. Die Kinder konnten zur Familie zurückkehren. Die Mutter hatte sich sortiert, ihr Leben geändert. Die Hilfe begann zu wirken. Jetzt der Rückschlag. „Alles scheint umsonst gewesen zu sein. Das macht mich sehr traurig“, sagt sie.

Es ist eine Trauer, die sie sich eigentlich nicht leisten kann. Trauer macht verletzlich, lässt die Haut dünner werden, und dünne Haut beim Kriseninterventionsteam geht nicht.

Wenn Anja Hartfiel und ihre Kollegen nicht unterwegs, nicht auf Hausbesuchen oder in den Einrichtungen sind, arbeiten sie in ihrer Zentrale: Riesaer Straße 94, Hellersdorf, der Weg mit der Straßenbahn führt durch Hochhausschluchten, zwei Straßen weiter beginnt Brandenburg. Erdgeschoss, gleich hinter dem Pförtner rechts, ein schmaler, kurzer Gang, vier Büros, eine kleine Küche, ein Besprechungszimmer. Eigentlich sind es sieben Mitarbeiter, doch nur sechs Stellen sind besetzt, außerdem ist an diesem Tag eine Kollegin krank.

Es ist ihr Mini-Reich. Hier raufen sie sich die Haare, gehen schnell noch eine rauchen oder empfangen Kinder und ihre Eltern. Um bei all der Härte nicht selber hart zu werden, tun sie sich zusammen, essen gemeinsam Mittag, geben sich von ihren Bouletten ab, kochen kannenweise Kaffee, stellen sich Schalen Melonen auf den Tisch, sprechen über ihre Fälle und über ihre Gefühle dazu. „Wir sind ein gutes Team“, sagen sie und man glaubt es ihnen. Es ist ihr bester Schutz.

Sie lachen, machen Witze, auch zynische, um nicht zu spüren, wie manchmal alles zum Verzweifeln ist. Da wird das Baby, das in der Kloschüssel zur Welt kam, weil die Mutter die Schwangerschaft nicht bemerkt hatte, nur „WC-Baby“ genannt. Klingt hart, ist es ja auch.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Schauer, wie der Regen“, stellt sich Anja Schauer, 38, am Telefon vor. Pony-Frisur, Sneaker, Typ durchsetzungsfähig. Mathias Lütjemüller, lange Haare, Ringe an den Ohren und Fingern, er sieht aus wie ein Metal-Fan, der sich jeden Morgen seinen Anzug anzieht, um zur Arbeit zu gehen. Ja, und ihre Chefin Carola Stegemann, die seit 1990 dabei ist, die schon alles gesehen hat und dennoch dieses Team gründen und leiten wollte.

Wie halten sie all das aus? Wie schaffen sie es, erst den Menschen zu sehen, dann aus ihm eine elektronische Vorgangsakte mit Erstcheckbogen und Kostenanträgen zu machen und dann wieder den Menschen im Blick zu haben mit seinen Problemen? Manchmal sitzen sie alle gleichzeitig an ihren Schreibtischen und telefonieren.

„Die Mutter hat sich suizidiert. Am Samstag schon. Ich bin jetzt auf der Suche nach den Kindern. Wissen Sie vielleicht etwas?“

„Dem Jungen geht es in der Einrichtung nicht gut, die Trennung von den Eltern ist immer wieder katastrophal, wir denken an eine Rückführung, um Schlimmeres zu verhindern.“

„Ich brauche noch dringend einen Platz für ein Kind. Nein, nichts frei?“

„Habe ich Sie richtig verstanden? Der Vater steht am Imbiss und trinkt immer, das Mädchen immer daneben. Der Familie wurde auch der Strom und das Wasser abgestellt. Okay. Ja, Sie wollen auf gar keinen Fall namentlich genannt werden gut. Danke für den Anruf.“

37 Prozent Alleinerziehende leben in Marzahn-Hellersdorf, das ist der höchste Anteil in Berlin. Dabei kommen 40 Prozent aller Kinder aus Haushalten, die auf Hartz IV angewiesen sind. In der Statistik der Gewaltmeldungen aus Schulen liegt der Bezirk an dritter Stelle, nur in Mitte und Friedrichshain-Kreuzberg sind es mehr. „Es gibt Gegenden, gerade in den Hochhaussiedlungen, da brennt die Luft“, sagt Teamleiterin Stegemann.

Das Kriseninterventionsteam, kurz KIT, ist ausschließlich für Notfälle zuständig. Kommt eine Meldung herein, wird geprüft, ob die Familie bekannt ist. Wenn ja, wird der Fall an die jeweiligen Ortsteams, also die Regionalen Dienste, weitergegeben. Ist

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

die Familie neu, ist das KIT zuständig. Sie sind die Feuerwehr, die losjagt, wenn es brennt. Weil sie es sind, die ständig in belastende Situationen geraten, hat sich ihr Blick geschärft. Sie sehen manchmal Dinge, ihnen fällt etwas auf, was anderen entgeht. Kleinigkeiten, die zusammen ein größeres Bild, also die Kindeswohlgefährdung ergeben. „Andersrum besteht die Gefahr, dass wir abstumpfen, dass wir den Dreck in der Wohnung gar nicht mehr sehen, weil es uns normal vorkommt. Dafür müssen wir umso wacher bleiben“, sagt Carola Stegemann.

Ab acht Uhr ist das Krisentelefon besetzt. Das Läuten kann etwas Harmloses bedeuten, das sich schnell klären lässt, oder den nächsten großen Fall ankündigen, bei dem Minuten zählen. Zwischendrin müssen noch die Meldungen der gestrigen Nacht abgearbeitet und in der neuen elektronischen Datenbank angelegt werden.

Väter schlagen Mütter oder umgekehrt, sind die Kinder anwesend, macht die Polizei eine Meldung ans Jugendamt. Im aktuellen Fall gingen ein Jugendlicher und seine Mutter aufeinander los.

Auch das LKA 123 hat gefaxt, es ist direkt für Kindesmisshandlungen zuständig. Eine Mutter hat ihr Kind auf dem Spielplatz mehrfach geohrfeigt. Da der Vorfall schon zwei Wochen alt ist, reicht es aus, nicht sofort, aber in den nächsten Tagen den Kontakt herzustellen.

Das Jobcenter meldet, dass es einer Familie zu 100 Prozent die Bezüge streicht. Mathias Lütjemüller übernimmt das. Er wird dort anrufen, nach den Gründen fragen und sicherstellen, dass die Leistungen für die Kinder bestehen bleiben.

„Streichungen für Familien ist eine ganz schwierige Kiste“, sagt Mathias Lütjemüller. „Im schlimmsten Fall ist auch die Miete davon betroffen und die Familie steht auf der Straße. Ich kann nur appellieren, es nicht so weit kommen zu lassen.“ Lütjemüller ist hier in einem Zwiespalt. Die Kürzungen bedrohen die Familien und damit die Kinder. Doch: „Wenn jemand nicht zu den Jobcenter-Gesprächen geht, obwohl er um die Konsequenzen weiß, dann ist das schon wieder grob fahrlässig und damit eigentlich eine Kindeswohlgefährdung“, sagt er.

Der Sozialdienst des Krankenhauses meldet ein Baby, das operiert werden soll. Doch die Mutter tauche fast nie auf, der Säugling sei die ganze Zeit alleine. Sie

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

werden die Mutter noch in dieser Woche besuchen, um das nachzuprüfen. Je nach Gefährdungslage bestimmen sie die Kategorien des Eingreifens. Sofort bedeutet sofort. Dann gibt es noch: im Laufe des Tages. Oder: innerhalb einer Woche.

Eine E-Mail kommt rein, zwei Erzieherinnen einer Kita schreiben, weil sie sich Sorgen um einen Jungen, vier Jahre alt, machen. Er kotet und urinert ein, er riecht schlecht, er haut und schreit viel, hat wiederholt unerklärliche blaue Flecken. Die Erzieherinnen befragten die Mutter, doch sie wiegelte ab, hatte keine plausiblen Erklärungen. Die Kollegin, die die E-Mail aufgemacht hat, ruft in der Kita an, dann bespricht sie den Fall mit ihren Kollegen. Zu viert stehen sie um den Schreibtisch herum. Ernste Gesichter. Schnell wird klar, dass sie vorbeifahren müssen. Gleich oder später? Sie rufen noch einmal an und fragen die Erzieherin: „Schätzen Sie das Wohl des Kindes jetzt als gefährdet ein?“ „Ja, extrem“, ist die Antwort.

Die Kolleginnen schnappen sich das BVG-Ticket und einen Taxi-Coupon für den Fall des Falles. Die Zurückgebliebenen übernehmen das Krisentelefon und fragen vorsorglich schon einmal ein paar Einrichtungen an, ob es einen freien Platz gibt. Das Gefeilsche geht von vorne los.

Es herrscht ein dauerhafter Krisenmodus, ein permanentes Gefühl der Dringlichkeit. Mal stehen sie bei dem einen im Raum und hören sich die Entwicklungen an, dann bei Anja Hartfiel, die von ihren morgendlichen Hausbesuchen berichtet:

Die erste Familie hat nicht aufgemacht, ein Fall, bei dem ein Junge einen anderen vergewaltigt haben soll. Zurzeit hat sie auch noch einen ähnlichen Fall auf dem Tisch, in dem ein Bruder seine Schwester sexuell missbraucht haben soll.

Beim zweiten Hausbesuch standen sie in einem schönen Einfamilienhaus. Der Ex-Mann hat die Mutter überfallen und vor den Augen des Kindes gewürgt. Er schleiche nachts im Garten herum, rufe permanent an, versuche sie bei ihrem Arbeitgeber und in der Schule der Kinder schlechtzumachen, die Polizei schreibt Anzeigen, verfügt Annäherungsverbote.

Ein Drama nach dem anderen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das Kriseninterventionsteam soll die Regionalteams entlasten, damit diese nicht mehr Stift und Zettel fallen lassen müssen, sobald eine Gefährdungsmeldung reinkommt. Diese sollen nun mehr Zeit haben, die alten Fälle weiterzuverfolgen und die Familien mit mehr Ruhe zu begleiten. So die Theorie. In der Praxis kommt die Entlastung bei den Kollegen nicht an, weil diese wegen des Personalmangels schon an ihren Grenzen sind.

Heike Haacke sitzt im Nebengebäude, ein paar Etagen weiter oben. Sie ist die Oberchefin von zwei der Regionalteams, vom Krisenteam und von den frühen Hilfen, dem präventiven Zweig des Jugendamtes. Einen großen Teil ihrer Zeit verbringt sie aber damit, neue Mitarbeiter zu gewinnen. Sie geht auf Messen, spricht in den Sozialarbeiterschulen vor, umwirbt studentische Hilfskräfte, bietet Praktika und Kooperationen an. 17 Stellen muss sie im Bezirk besetzen. Inzwischen schreibt sie die Jobs einfach permanent aus. Sind wieder drei, vier Bewerber zusammengekommen, lädt sie alle ein und hofft, dass da ein paar dabei sind, die was taugen. Diese lockt sie mit einer ansonsten teuren Weiterbildung.

Nicht in ihrer Macht steht, ob die Verwaltung auch schnell genug arbeitet, wenn sie einem Bewerber zugesagt hat. Erst vergangene Woche ist einer wieder abgesprungen, weil ein anderes Jugendamt ihm schneller den Vertrag vorlegen konnte. Doch die Probleme gehen dann noch weiter: Viele Neulinge steigen nach nur ein paar Monaten wieder aus, weil der Stress so hoch ist, weil das Gehalt zu niedrig ist, weil sie mehr vor dem Bildschirm sitzen als bei den Kindern.

„Offiziell haben wir bei uns 80 Akten pro Mitarbeiter. Idealerweise sollten es nur 65 sein. Experten fordern sogar nur 35 Fälle. Ich gehe aber von 120 bei uns aus“, sagt Heike Haacke. Hinzu komme eine fehlende Kontinuität: „Ein Mitarbeiter hört auf, seine Akten werden verteilt, weil es an Ersatz fehlt. Später finden wir jemanden, der übernimmt seine Akten, hat aber keine Zeit, sich einzulesen. Doch der neue Mitarbeiter hat sich die Arbeit im Jugendamt anders vorgestellt und geht wieder. Die Akten werden wieder aufgeteilt. Keiner weiß mehr, um was es ging“, sagt sie. Bundesweit wechseln circa 60 Prozent der Familien ihre zuständigen Betreuer mehrmals, so die Studie der Koblenzer Hochschule.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In der Zentrale kommt jetzt ein junges Mädchen ins Reich des Krisenteams. 15 ist sie. Hat gerade ihren Mittleren Schulabschluss bestanden, möchte eine Ausbildung als Sozialassistentin beginnen. Klein ist sie. Zart wirkt sie. Sie setzt sich in das winzige Besprechungszimmer. Schaut sich um. Schaut auf den Tisch. Bleibt stumm. Vor drei Tagen hat sich ihr Leben einmal komplett auf den Kopf gestellt. Nichts ist mehr, wie es war.

Ihre Mutter hat sich das Leben genommen. Völlig unerwartet. Nun sind sie hier, um darüber zu sprechen, wie es weitergeht. Noch hofft das Mädchen, einfach in der Wohnung, in ihrem Zimmer und damit in ihrem alten Leben bleiben zu können. Da ist doch noch der Freund der Mutter, da ist doch noch der Großvater.

Anja Schauer weiß schon, dass sie ihren Traum gleich zerstören muss. Seit gestern Nachmittag beschäftigt sie dieser Fall. Zuerst wusste sie nur von dem Großvater, der ins Krankenhaus gebracht wurde und sich Sorgen um seine Enkel machte. Wie eine Detektivin spürte sie den Kindern nach, der 15-Jährigen und ihrer kleineren Schwester. Selbe Mutter, unterschiedliche Väter. Die Kleine kann bei ihrem Vater leben, der auch schon da war. Das kann gut gehen. Er wirkt vernünftig, koordiniert, hat schon alles in die Wege geleitet.

Das Mädchen ahnt, dass hier vieles auf der Kippe steht. Die Jugendliche weiß zwar, dass ihre Mutter tot ist, doch die Dimensionen dessen sind ihr noch gar nicht bewusst. Sie funktioniert. Mehr nicht. Vorsichtig leitet Anja Schauer durch das Gespräch, mal einfühlsam, dann wieder sehr konkret. Sie will erreichen, dass das Mädchen versteht, dass eine Einrichtung die einzig sinnvolle Lösung ist.

„Schau, die Wohnung wird nicht zu halten sein. Dein Großvater muss das alles selber verarbeiten, zu deinem Vater willst du nicht. In Einrichtungen für Jugendliche gibt's professionelle Sozialarbeiter, die haben die Zeit, sich um dich zu kümmern.“ Es fällt ihr schwer, doch am Ende stimmt die 15-Jährige zu. Sie bekommt ein eigenes Zimmer, Anja Schauer wird morgen mit ihr dorthin fahren. „Das ist kein Gefängnis, du kannst deinen Freund und deinen Großvater besuchen, das ist alles in der Nähe, dein Leben geht weiter“, sagt Anja Schauer.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Seit drei Jahren ist sie beim Jugendamt. Hat Diplom-Pädagogik studiert, aber nicht Sozialarbeit. Das macht sie zu einer Quereinsteigerin. Sie wollte diesen Job aber unbedingt, wollte die herausfordernde Arbeit mit den Kindern und ihren Familien. Hier ist kein Tag wie der andere, hier fühlt sie sich gebraucht. „Es ist das, was ich kann und was ich will“, sagt sie. Für ihre Arbeit bekam Anja Schauer in den ersten acht Monaten das Gehalt einer Sachbearbeiterin, TV-L 8 Stufe 1. In Vollzeit kam sie da auf rund 1600 Euro netto im Monat.

„Viel zu wenig“, sagt die Chefin Heike Haacke dazu, „doch wir sind an die Tarife des Landes gebunden.“ Heute und nach Anträgen und Kämpfen mit der Verwaltung ist Anja Schauer bei TV-L 9 Stufe 2 angelangt und verdient damit rund 1900 Euro netto Vollzeit.

Nach dem Gespräch mit dem Mädchen atmet Anja Schauer kurz durch und sammelt sich. Dann sagt sie: „Es gibt so einen Satz, den Pädagogen gerne benutzen: Alle Eltern lieben ihre Kinder und wollen nur das Beste für sie. Diesen Satz glaube ich nicht. Das ist so nicht.“ Dann berichtet sie von einer Mutter, die ihren Sohn mit vollen Koffern vorbeigebracht hat. Den möchte sie gerne abgegeben, hat sie gesagt. Den hat sie sowieso noch nie gemocht. Sie will ein neues Leben, das Auto ist schon gepackt. Sie müsste halt nur den Jungen loswerden. Da stand das Kind, neben seiner Mutter, völlig verloren, völlig entsetzt, mit großen Augen. „Das geht nicht. Sie sind die Mutter“, haben sie ihr gesagt. Doch die ist einfach abgedampft.

Eigentlich hat Anja Schauer für den Fall des Mädchens gar keine Zeit. Doch sie hatte gestern Dienst am Krisentelefon und schon war es passiert. Und dann ist sie immer noch auf der Suche nach drei Plätzen für „meine Mäuse“, wie sie sie nennt. Drei kleine Kinder, die mit ihren Eltern in einem Heim für Flüchtlinge leben. Sie öffnet eine E-Mail. Darin ein Foto, das verbrannte Kinderhaut zeigt, der Form nach könnte die Verletzung von einem heißen Löffel oder Messer stammen. „Das ist so ein Fall, bei dem möchte ich schreiend wegrennen“, sagt sie.

Die Eltern streiten und schlagen sich. Die Kinder machen das in der Kita nach. Eigentlich müsste sie die Kinder aus der Familie nehmen, doch die Mutter hat gedroht, sich das Leben zu nehmen. „Ich darf mich von so etwas nicht erpressen lassen“, sagt Anja Schauer. Erst mal hat der Vater ein Hausverbot bekommen. Aber ist er auch

verantwortlich für die Misshandlungen? Anja Schauer weiß es nicht. Jeder Tag, der vergeht, ist vielleicht einer zu viel. Doch wohin mit den Kindern?

„Drei Wochen habe ich ganz Berlin abtelefoniert und keine drei Krisenplätze für kleine Kinder gefunden“, sagt sie. Und wenn sie ganz Berlin sagt, meint sie ganz Berlin, jede einzelne Einrichtung, die infrage kommen würde. Als sie unten auf der Liste angekommen war, hat sie oben wieder angefangen.

Auf Anja Schauers Schreibtisch stapeln sich die Notizen. Da ist der Suizid-Berg. Da ist der Flüchtlingsfamilien-Berg, beide werden höher, beide müssten noch in die elektronischen Akten eingetragen werden. „Wann soll ich das nur machen?“, fragt sie.

Das mit der Bürokratie ist so eine Sache. Die Studie der Hochschule Koblenz, die den Alltag in den Jugendämtern untersucht, bemängelt den Dokumentationsumfang. Dieser verschlinge circa 63 Prozent der Arbeitszeit. Die Hälfte davon wird von Mitarbeitern als überflüssig bewertet. Das sei Zeit, die für die Arbeit mit den Familien fehle. Einerseits. Andererseits: „Diese Dokumentationen sind sehr wichtig. Da sind die Anwälte der Familien, da sind die Familiengerichte, vor denen man seine Entscheidungen begründen und verteidigen muss. Da sind die Kinder selber, die vielleicht Jahre später erfahren wollen, was alles vorgefallen ist“, sagt Chefin Heike Haacke.

In den Jugendämtern herrscht eine ungeheure Angst vor einem erneuten tödlichen Kinderschutzfall und der öffentlichen Anklage, versagt und nicht rechtzeitig gehandelt zu haben. Die Fälle von Kevin in Bremen, Chantal in Hamburg oder Yagmur ebenfalls in Hamburg sind vielen noch präsent. Auch der jüngste krasse Missbrauchsfall nahe Freiburg, bei dem die Mutter, ihr Freund und andere Männer einen Jungen missbraucht haben, erregte bundesweit Aufsehen. Die Hochschulstudie weist darauf hin, dass Vorgesetzte ihre Leute „mit rigiden Regularien, Checklisten und anderen Maßnahmen gegen den Vorwurf mangelnder Sorgfalt zu schützen“ versuchen.

Das Telefon von Anja Schauer klingelt schon wieder. Eine Mutter-Kind-Einrichtung ist dran. Sie hat „gute“ Nachrichten. Eine andere Mutter ist gestern von der Polizei inhaftiert worden, der Platz ist frei. Sie können mit der Flüchtlingsmutter und den drei Kinder kommen. Große Freude. „Gleichzeitig ist es absurd. Ich kann nun

helfen, weil eine andere Mutter in Haft ist. Was aus ihrem Kind wird, weiß ich gar nicht“, sagt Schauer.

Gegenüber von Schauer sitzt Hartfiel. Sie sucht immer noch nach dem Platz für Matthias. Zwischendurch telefoniert sie mit der Mutter, die ihr Baby auf der Toilette bekommen hat. Der Säugling liegt auf der Intensivstation, wird es aber überstehen. Eigentlich will die Mutter es zur Adoption freigeben. Jetzt möchte sie es einmal sehen und ihm einen Namen geben. „Mal schauen, wohin es noch führt“, sagt Anja Hartfiel. Den Hausbesuch bei der Mutter, die gestalkt wird, muss sie noch ins System eintragen, dann einen Termin wegen der Vergewaltigungs-Jungs machen. Danach fährt sie los, um Matthias abzuholen.

Endlich sitzen die beiden im Taxi. Matthias genießt die Fahrt durch die Stadt. Ist erstaunt über das viele Geld, das das Taxometer frisst, freut sich über den Stau auf der Gegenseite. Er spricht von den Süßigkeiten, die er gerne essen würde. Wird fröhlich und gelöst. Dann sind sie da, beim Kindernotdienst in Kreuzberg. Plötzlich hat Matthias Angst, will nicht reinkommen, ist nur noch ein Junge, dem man am liebsten in den Arm nehmen möchte. Er rennt das Treppenhaus hoch, versteckt sich im obersten Stock. Er will hier nicht sein, nicht runterkommen, niemanden sehen.

Irgendwann gibt er auf und geht zu den beiden Frauen, die ihn in Empfang nehmen wollen. Auch ihnen erzählt er noch einmal, dass er seine Mutter abstechen möchte. „Puh“, sagt eine der Frauen, die Leiterin. „Das wird richtig schwierig heute Nacht. Wir haben einige Kinder hier, die so aufgeladen sind wie Matthias. Aber nur einen Kollegen im Nachtdienst. Personalmangel. Ich hoffe sehr, dass es klappt. Wenn nicht. Keine Ahnung.“

Anja Hartfiel steigt zurück ins Taxi. Sie lässt sich zurück zur Kinderpsychiatrie fahren. Dort steht ihr Auto. Matthias ist jetzt nicht mehr ihr Problem. Er war es, für einen Tag, jetzt kümmern sich wieder andere um ihn. Sie hakt ihn ab. Das ist sie gewöhnt. Doch jetzt, wo sie drüber nachdenkt, tut ihr der Junge leid. Was soll aus dem bloß werden?

Da sind sie schon wieder, die Gefühle. Bloß nicht zu nahekommen lassen. Darum lacht sie lieber und sagt: „Und morgen werde ich also wieder in der Gegend herumraketen und die Welt retten.“

Herumraketen und die Welt retten: Morgen noch, nächste Woche noch, auch noch nächsten Monat. Doch dann hört sie auf. Denn sie kann nicht mehr. Ihre Haut ist zu dünn geworden. „Die enorme Belastung und Verantwortung setzen mir zu“, sagt sie. Ließen sie krank werden, ließen sie merken, dass es einfach zu viel wird. Ja, Anja Hartfiel will sich versetzen lassen. „Ich brauche jetzt etwas, was mich weniger mitnimmt“, sagt sie.

Mit voller Wucht

„Bin fast da“, das steht in seiner letzten SMS. Doch Gerd Eiserbeck kommt nicht. Stattdessen Sirenen, ein brennendes Auto, Verzweiflung. Statistisch verändert jeder Unfall mit Todesfolge das Leben von 113 Menschen. Und manche für immer

Von Sebastian Leber, Der Tagesspiegel, 12.05.2018

Dienstagabend fährt der Polizist Stefan Kerner mit seinem Kollegen auf der Stadtautobahn. Es ist der 2. Mai 2017, kurz nach halb zehn. Vom Beifahrersitz aus sieht Kerner den Kaiserdamm an sich vorüberziehen, das ICC, die Abfahrt Kurfürstendamm. Sie wollen nach Köpenick, eine Diebesbande festnehmen. Eben hatten sie noch eine Führungsbesprechung, Kollegen sind schon vor Ort. Als ihr Wagen gerade unter der Brücke Hohenzollerndamm durch ist, hört Stefan Kerner den Knall. Gegenüber, auf der anderen Fahrspur, schleudert ein Auto durch die Luft. Es ist silberfarben, es brennt. Mit dem Dach zuerst kracht es zu Boden, bleibt auf der Standspur liegen. Kerner sagt: „Scheiße.“ Es wäre zu riskant, jetzt zu bremsen, über die Leitplanke zu springen, auf die andere Spur zu rennen. Es wäre lebensgefährlich. Sie fahren weiter, wollen an der nächsten Ausfahrt runter und in der Gegenrichtung zurück. Stefan Kerner alarmiert die Kollegen.

Er weiß, wie unsinnig dieser Gedanke ist, aber in den nächsten Wochen wird der sich ihm dennoch oft aufdrängen: Was, wenn wir nicht diesen Umweg genommen hätten, wenn wir gleich rübergerannt wären? Hätte es einen Unterschied gemacht?

36 Verkehrstote gab es vergangenes Jahr auf Berlins Straßen. Jeder Unfall beendete nicht nur ein Menschenleben, sondern veränderte auch zahlreiche andere, viele für immer. Leben von Freunden, Verwandten, Partnern, Kollegen. Von Fremden, die zufällig zugegen waren oder gerufen wurden, um zu helfen. Laut einer Studie des Bundes-

verkehrsministeriums betrifft jeder Unfall mit Todesfolge im Durchschnitt 113 Menschen. Was passiert mit ihnen? Und ihren Leben?

An jenem 2. Mai 2017 wartet Ömer Celik nur 500 Meter Luftlinie vom Unfallort entfernt auf seinen Lebensgefährten. Er muss gleich los, um zehn beginnt seine Nachtschicht, er ist Produktionshelfer in einer Fabrik für Medizintechnik. Celik will nicht zu spät kommen, er ist noch in der Probezeit. Sein Freund hat versprochen, er werde rechtzeitig zurück sein, sie wollen sich wenigstens kurz Hallo sagen und umarmen und dann wieder Tschüss. Ömer Celik weiß, dass Gerd Eiserbeck bereits unterwegs ist, er hat eine SMS bekommen: „Bin fast da.“ Doch Eiserbeck kommt nicht. Nach einer Weile schreibt Celik zurück: „Alles okay bei dir?“ In der Ferne hört er Sirenen.

Auf der Stadtautobahn steht Ibrahim Besirovic vor dem brennenden Wrack. Er ist Angestellter einer Reinigungsfirma, wollte eigentlich zur Arbeit. Das silberfarbene Auto schleuderte direkt vor ihm durch die Luft. Er bremste, und jetzt will er helfen. Wer immer dort im Unfallwagen steckt, Besirovic wird ihn nicht aus dem Fenster ziehen können, weil es kein Fenster mehr gibt. Das Dach wurde durch den Aufprall eingedrückt. Die Tür geht auch nicht auf.

Hinter dem Unfall ist der Verkehr auf der A100 sofort zum Erliegen gekommen. Einige bleiben in ihren Autos, Türen geschlossen, rühren sich nicht. Manche zücken ihre Handys und filmen.

Die angeschleppten Feuerlöscher sind immer schon nach zehn Sekunden leer, sie bringen gar nichts. Ibrahim Besirovic und ein paar andere versuchen, das brennende Auto zurück auf die andere Seite zu kippen, vielleicht können sie so den Verunglückten retten. Da sind eine rothaarige Frau und ein junger Albaner. Der Albaner ruft „Hau ruck“. Ibrahim Besirovic spürt, wie heiß das Metall der Karosserie bereits ist. An Händen und Armen verbrennt seine Haut. Als es ihnen tatsächlich gelingt, das Wrack ein paar Zentimeter anzuheben, erkennt Besirovic zwischen viel schwarzem Rauch ein Menschenbein. Der Albaner ruft: „Nicht nachlassen“, aber das Wrack ist zu schwer.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Später werden die Anwesenden übereinstimmend aussagen, dass zu diesem Zeitpunkt noch jemand um Hilfe gerufen hat. Aber sie werden sich nicht sicher sein, ob die Rufe wirklich aus dem Auto kamen oder doch nur von einem der Umstehenden. Sie werden nicht wissen, wie viel Gerd Eiserbeck noch mitbekam, wie lange er bei Bewusstsein blieb.

Inzwischen sind die beiden Polizisten am Unfallort. Sie treiben weitere Feuerlöcher auf. Verjagen Gaffer und Handyfilmer. Auch sie versuchen vergeblich, die Karosserie auf die richtige Seite zu wenden. Kerners Kollege nimmt die Metallstange eines Verkehrsschildes, das der Unfallwagen mit sich gerissen hatte, und probiert so, die Tür aufzuhebeln. Keine Chance. Als aus dem Fahrerraum eine dichte schwarze Rußwolke pufft, ahnt Kerner, dass sie den Kampf nicht gewinnen werden.

Ein paar Straßen weiter hat Ömer Celik die Geduld verloren. Gerd Eiserbeck, sein Lebensgefährte, hat auch die zweite SMS nicht beantwortet. Celik setzt sich ins Auto, fährt den Sirenen entgegen. Kommt an die Brücke, sieht überall Blaulicht. Den Wagen auf dem Dach und den aufsteigenden Rauch. Ömer Celik erkennt das Auto, er schreit: „Was hast du gemacht, Gerd?“ Fährt hin, steigt aus, bricht zusammen. Celik ist unter Schock, sie bringen ihn zu einem Krankenwagen und dann in die Klinik, dort kriegt er Beruhigungsmittel.

Nicht weit vom Unfallort, am Theodor-Heuss-Platz, betritt kurz vor 22 Uhr der Nachrichtensprecher Werner Schoninger das Aufnahmestudio von rbb-Inforadio. Er soll eine Verkehrsmeldung verlesen. „A100 Stadtring: in beide Richtungen Vollsperrung nach einem Unfall.“ Bald wird ihm eine ausführlichere Nachricht auf den Monitor gespielt, nun heißt es bereits, ein Auto habe sich überschlagen, der Fahrer den Unfall nicht überlebt. Werner Schoninger blickt seinen Kollegen an. Er denkt: Was rasen die Leute auch immer so! Die sind doch bekloppt! Es wird erst am nächsten Tag erfahren, dass der Verunglückte ein enger Freund von ihm war.

Auf der Stadtautobahn ist die Feuerwehr eingetroffen, die Ersthelfer werden versorgt. Ibrahim Besirovic hat jetzt auch im Gesicht Verbrennungen. Zudem muss er sich ständig übergeben, das liegt an dem eingeatmeten giftigen Ruß, sagen die Sanitäter.

Eine Tablette soll den Würgereiz stoppen. Später wird er erfahren, dass es physikalisch unmöglich gewesen wäre, das Wrack ohne schweres Gerät auf die richtige Seite zu drehen.

Ibrahim Besirovic bleibt mehrere Stunden vor Ort, er sieht, wie die Feuerwehr die Fahrertür aufschneidet, wie zunächst ein Arzt den Tod des Insassen feststellt, dann die Leiche aus dem Wrack gezogen und neben der Fahrspur abgelegt wird. Von der Taille an aufwärts ist alles verkohlt, wo mal Kleidung, Haut und Haare waren, ist nur noch Schwarz. Die Arme des Toten stehen im rechten Winkel vom Körper ab, so als krallte er sich noch am Lenkrad fest. Dieses Bild wird Ibrahim Besirovic verfolgen.

Der junge Albaner, der sich vorhin am brennenden Auto mühte, ist nicht mehr da. Er hat Besirovic gesagt, er lebe illegal hier, die Polizei könne ihn bei einer Befragung direkt verhaften. Ibrahim Besirovic hat ihm gedankt, dass er trotzdem mitgeholfen hat beim Rettungsversuch.

Mithilfe eines Krans wird das Autowrack angehoben und auf einen Anhänger verladen. In der Luft schwebend sieht es aus wie ein Klumpen Metall. Ringsum liegen noch die leeren Feuerlöscher.

In der Klinik wird Ömer Celik, Eiserbecks Lebensgefährtin, von einem Polizisten befragt. Der Beamte sagt, das Portemonnaie des Toten sei mit allen Papieren verbrannt, das Nummernschild nicht lesbar. Ob Celik überhaupt sicher sei, dass es sich bei dem Toten im Auto um den 49-jährigen Gerd Eiserbeck handelt? Sie zeigen Celik Fotos der Leiche, aber er kann nicht hinschauen. Er erzählt ihnen von einer geschwungenen Tätowierung an Eiserbecks Wade. Die Beschreibung passt. Außerdem haben die Polizisten im Auto ein unbeschädigtes Handy gefunden. Sie reichen es Celik, der tippt ein: 1202, die Kombination stimmt.

Ein Beamter fragt: „Was möchten Sie jetzt machen? Wollen Sie zurück in die Wohnung?“ Celik sagt: „Auf keinen Fall will ich das.“

Die Polizisten, die an der Unfallstelle waren, finden sich später am Abend in der Dienststelle des Abschnitts 26 an der Rudolstädter Straße ein. Im Pausenraum wartet

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Marianne Ludwig, die Polizeipfarrerin. Zu zwölf sitzen sie sich gegenüber, auch Stefan Kerner ist da. Ludwig erzählt an diesem Abend nicht von Gott oder ob nach dem Tod noch etwas kommt. Sie fragt nur, wie sich die Polizisten körperlich fühlen. Sie interessiert, ob jemand friert. Ob jemand einen trockenen Mund hat oder andere Traumareaktionen zeigt. Einige sind arg blass. Sie sprechen kurz darüber, wie es zum Unfall kam. Dass der Fahrer an der Abfahrt die Betonschräge hochwollte, die zum Hohenzollern-damm führt. Dass er aber zu spät die Spur wechselte und so unglücklich gegen die Schräge fuhr, dass diese den Unterboden seines Fahrzeugs aufschlitzte, auch die Benzinleitung. Stefan Kerner ist froh, als er nach einer Stunde nach Hause zu seiner Frau kann. Er weiß zu diesem Zeitpunkt nicht, dass der Tote ein Kollege war.

In Spandau wird um drei Uhr nachts Renate Büssow wachgeklingelt. Sie zieht sich einen Morgenmantel an, im Wohnungsflur steht schon ihre Tochter, sagt: „Mama, die Polizei ist da.“ An der Türschwelle wartet ein Polizist in Uniform, daneben Ömer Celik. „Ist dir was passiert, Ömer? Hattest du einen Unfall?“

Renate Büssow ist Gerd Eiserbecks ältere Schwester. Seit ein paar Jahren hatten sie wieder mehr Kontakt, seit ihr Vater gestorben ist. Vor dem hatte Gerd Eiserbeck sein Schwulsein geheim gehalten, und weil er nicht wollte, dass die Schwester für ihn lügen muss, hatte er auch ihr nichts erzählt. Jahrelang dachte sie, das „GP“ auf seinem Nummernschild stehe für „Gewerkschaft der Polizei“, nicht für „Gerd und Peter“. Mit dem war er lange zusammen.

Sie sitzen mehrere Stunden im Wohnzimmer und wollen es nicht glauben. Zwei Abende vor dem Unfall waren sie noch zu dritt beim Inder. Gerd Eiserbeck, Renate Büssow, Ömer Celik. Da war doch noch alles gut, sagt die Schwester.

Sie beschließen, dass Celik erst mal bei ihr einzieht. Er stammt aus Köln, kam vor einem Jahr wegen Eiserbeck her. Die beiden hatten sich in einer Berliner Bar kennengelernt, Celik wollte sich eigentlich nur ein Wochenende die Stadt angucken. Sie wurden sofort ein Paar.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die erste Woche in Büssows Wohnung wird Ömer Celik nichts essen, kaum schlafen. Am Ende bleibt er zwei Monate.

Am Vormittag nach der Unfallnacht rufen sie Günter Schlögel an. Eiserbecks besten Freund, seit 17 Jahren. Schlögel bricht in Tränen aus. Kann doch nicht sein, denkt er. Dann erinnert er sich, dass er in der Nacht bereits im Fernsehen von einem tödlichen Unfall erfahren hat. Dass sein erster Gedanke war: irgendwelche Halbstarken aus Neukölln wieder. Und dass sein zweiter Gedanke war: Na gut, könnte Gerd auch passieren. Schlögel weiß, dass Eiserbeck oft schnell fährt und ungeduldig ist.

Sie kannten sich vom Fußball, gehörten zum engsten Kreis der „Hertha-Junxx“, dem ersten schwulen Fanklub eines Bundesligavereins. Schlögel hat ihn gegründet, Eiserbeck war Vorsitzender. Sie hatten Dauerkarten fürs Olympiastadion, Gegengerade, Block 31.2. Schlögel auf Platz 6, Eiserbeck links daneben auf der 7. Sie haben über ihre Beziehungen und Affären gesprochen. Eiserbeck hat sich ständig verliebt, und Schlögel sagte immer: Sei doch nicht so romantisch, Gerd. Sie feierten jeden Heiligabend zusammen, ab 20 Uhr in der Schwulenkneipe Prinzknecht. Ein einziges Mal in 17 Jahren haben sie versucht, miteinander zu knutschen, aber dann mussten sie lachen und sagten sich: Nee, wir bleiben lieber Freunde.

Die nächsten Tage verbringt Schlögel damit, gemeinsame Bekannte zu verständigen. Die Mitglieder des Fanklubs, Homos, Heteros. Einer ist Busfahrer auf der Linie 115, muss jeden Tag mehrfach über die Brücke am Hohenzollerndamm. Er bittet seinen Arbeitgeber um eine andere Route. Bis Saisonende bleibt Platz 7 in Block 31.2 frei. Günter Schlögel legt eine weiße Rose mit Trauerflor auf den Plastiksitz.

Unter seinen Kollegen galt Gerd Eiserbeck als warmherzig. Und als einer, der sich nie drückte. Er war Zivilfahnder, sie observierten Drogendealer und Clans. Alle nannten ihn „Eisi“. Andreas Grimka, sein Teamleiter, wird in der Nacht des Unfalls gegen zwei Uhr informiert. Er heißt eigentlich anders, wie bei allen Polizisten in dieser Geschichte darf der echte Name aus Sicherheitsgründen nicht in der Zeitung stehen. Andreas Grimka läuft im Zimmer auf und ab, so lange, bis seine Frau aufwacht. Er denkt sich: Wie bringe ich es den anderen bei? Um kurz nach fünf schreibt er eine Nachricht in die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Whats-App-Gruppe seines Teams: „Wer wach ist, ruft mich bitte mal an.“ Danach läuft er weiter im Zimmer herum.

Aysun Meral öffnet die Nachricht um acht. Die 34-Jährige war Eisis engste Kollegin und sein Ziehkind. Sie haben viele Stunden und Tage zusammen verbracht, geraucht, gewartet, dass die Bösen sich regen. Sich eingraben, heißt das in der Polizistensprache. Verfolgten sie einen Verdächtigen mit dem Auto, blieb ihr nur der Beifahrersitz, Eiserbeck ließ sich das Steuer nicht wegnehmen. Einen Tag vor dem Unfall waren sie noch zusammen im Einsatz, am 1. Mai in Kreuzberg. In der Oranienstraße machten sie ein Selfie, Aysun Meral hat es noch auf dem Smartphone. Eiserbeck trug seine Spiegelsonnenbrille mit den schwarzen Gläsern, sie haben die Köpfe eng aneinandergelehnt und breit gegrinst. Meral wird sich dieses Bild immer wieder und wieder anschauen und denken, dass sie so einen nicht mehr findet.

Andreas Grimka, der Vorgesetzte, verbringt den Morgen damit, jedem aus seinem Team am Telefon zu erklären, was passiert ist, und dass alle gern zu Hause bleiben können. Aber dann tauchen sie doch einer nach dem anderen in der Dienststelle auf, wollen reden, sich umarmen, es wird viel geweint. Wie soll das denn jetzt werden ohne Eisi? Noch ein Jahr später wird Andreas Grimka sagen, sein Verstand spiele ihm gelegentlich üble Streiche. Er wundere sich bei Besprechungen, dass da doch einer aus seiner Mannschaft fehle, und dann fällt ihm ein, dass Eiserbeck ja gerade im Urlaub ist. Wenn es nur so wäre.

Eine Woche nach dem Unfall verabreden sich alle am Hohenzollerndamm, oben auf der Brücke. Die Schwester, der Freund, die Kollegen, die Polizeipfarrerin, einige Augenzeugen. 35 insgesamt. Von oben blicken sie auf den abendlichen Berufsverkehr, sehen die Rußflecken an der Stelle, wo das brennende Auto lag. Sie legen Grabkerzen und Blumen ans Brückengeländer, Renate Büssow hat ein rotes Herz aus Sisal gebastelt, das bindet sie am Geländer fest. Sie ruft laut: „Gerd, du Arschloch!“ Es regnet.

Auch Ibrahim Besirovic, der Mann mit den verbrannten Händen und Armen, ist gekommen. Er hatte in der Zeitung eine Anzeige der „Hertha-Junxx“ gelesen. Er sagt, ihn plagten seltsame Gedanken. Etwa: Wie kann es überhaupt sein, dass meine Kraft

nicht ausreichte, den Wagen umzudrehen? Oder: Hätte ich mit meinen Mitte 30 dem Toten nicht fünf Jahre meines restlichen Lebens abgeben können, damit es ein bisschen gerechter ist, damit der andere auch noch was hat? Ibrahim Besirovic erinnert sich an ein Pärchen im Mercedes, das seinen Feuerlöscher nicht herausrücken wollte. Sie sagten, der sei zu teuer. In seinen Träumen durchlebt er wieder und wieder seine Rettungsversuche, wacht dann schreiend neben seiner Frau auf. Ein einziges Mal gelingt es ihm, Gerd Eiserbeck im Traum lebend aus dem Wrack zu ziehen. Ibrahim Besirovic wird noch vier Monate lang einen süßlichen Geruch in der Nase haben. Und so einen Geschmack im Mund.

Als die Schwester das nächste Mal an der Brücke vorbeikommt, sind Kerzen und Herz verschwunden. Vielleicht war es die Stadtreinigung, sagt Renate Büssow. Vielleicht wegen der Sicherheit. Nicht dass sich unten Autofahrer über das Herz wundern und dann selbst einen Unfall bauen.

In den Wochen nach dem Unfall unterhalten sich Menschen über den Toten, die sich vorher nicht kannten. Sie sind sich einig, dass Eiserbeck hilfsbereit und großzügig war. So sehr, dass er einem flüchtigen Bekannten, der in Bayern im Gefängnis landete, jahrelang Geld schickte und ihn besuchte. „Komm mal ein bisschen runter, du bist doch nicht Mutter Teresa“, hat Günter Schlögel, der beste Freund, ihm geraten. Sie erinnern sich an Eiserbeck aber auch als ungeduldigen Menschen. Als einen, der Dinge lieber machen wollte, als drüber zu reden. Der so von seiner Fahrkunst überzeugt war, dass er sich oft nicht anschnallte. Sie sind froh, dass Eiserbeck niemanden mit in den Tod gerissen hat. Und sie leiden daran, dass kein Abschied möglich war. Sie denken: Wie schnell es gehen kann, dass ein Mensch verschwindet!

Mit seinen türkischen Eltern kann Ömer Celik nicht über seinen Verlust sprechen. Weil niemand aus der Familie weiß, dass er schwul ist. Er erzählt ihnen, ein WG-Mitbewohner sei gestorben. Die Eltern sprechen ihr Beileid aus. Und wundern sich, dass der Sohn nach Monaten immer noch davon spricht, sich sogar krankschreiben lässt. Er soll mal nicht übertreiben, wird sein Vater zu ihm sagen. War doch nur ein Mitbewohner. Da muss man auch mit abschließen können.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bei der Polizei geht ein Brief ein. Eine Frau hat ihn geschrieben, es ist die Rothaarige vom Unfallort. Ihr Brief richtet sich an den Toten, er beginnt mit „Hallo Herr Eiserbeck...“. Die Frau schreibt, sie sei auf der mittleren Spur gefahren, schräg rechts vor ihr der silberfarbene Civic Honda von Eiserbeck. Sie sah den Aufprall und den Überschlag. Ihr Freund bremste. Sie hatte erst Angst, das eigene Auto zu verlassen, ist dann aber doch dem Freund gefolgt. In ihrem Brief beschreibt sie die vergeblichen Versuche, das Wrack anzuheben. „Ich wusste, dass ich als Frau da nicht viel ausrichten konnte, aber glauben Sie mir, ich habe Herkuleskräfte eingesetzt.“ Sie schreibt, sie habe Eiserbecks Schuhe in den Flammen gesehen. Dass die schwarze Rauchwolke so groß wurde, dass man das Auto nicht mehr sah. Und wie sie die nächsten Tage damit verbracht habe, das Internet nach jedem Fetzen Nachricht abzusuchen, um sich vielleicht ein Bild machen zu können, wer da gestorben ist.

An dem Abend des Unfalls hatten Gerd Eiserbeck und Ömer Celik noch zusammen Nudelaufwurf gegessen. Dann fuhr Eiserbeck kurz los nach Kreuzberg, in die Wohnung seiner Mutter, die ein Jahr zuvor verstorben war. Eiserbeck wollte einen Tisch verkaufen, hatte eine Annonce auf Ebay gestellt. An diesem Abend war er mit einem Interessenten verabredet.

Celik hatte sich gleich nach dem Essen aufs Bett gelegt, ein bisschen ausruhen. Eiserbeck beugte sich zu ihm herunter und gab ihm einen Abschiedskuss. Ömer sagte noch: Ach bleib doch, lass den blöden Tisch. Und Eiserbeck, schon in der Tür, kam nochmal zurück, gab ihm einen weiteren Kuss und sagte: „Ich liebe dich.“ So sind sie auseinandergegangen.

Der Mann, der sich an diesem Abend den Tisch anschauen wollte, ist am Ende gar nicht aufgetaucht. Gerd Eiserbeck ist umsonst nach Kreuzberg gefahren. Möglich, dass ihn das wütend machte. Dass er dann unbeherrscht fuhr.

Andererseits macht sich Ömer Celik auch selbst Vorwürfe. Ist sein Lebensgefährte tot, weil er zu schnell fuhr, um Celik noch kurz zu sehen vor dessen Schichtbeginn? Hätte Celik nicht sagen müssen, nun lass die Hektik, wir sehen uns doch morgen, wir haben noch unser ganzes Leben?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nach vier Wochen die Beerdigung. Renate Büssow und Ömer Celik haben einen weißen Sarg ausgesucht. Die Schwester bittet darum, dass das Kreuz vom Deckel entfernt wird. Hätte nicht zu Gerd gepasst, sagt sie. Zur Trauerfeier in der Heilig-Kreuz-Kirche kommen 150 Menschen. Die Polizeipfarrerin hält eine Ansprache: Erzählt die Geschichten, die ihr Hinterbliebene anvertraut haben. Wie sich Eiserbeck für andere aufopferte. Wie er sich einmal im Nachhinein ausdrücklich für einen einzigen, beiläufigen Kuss bedankte. Wie er seinem Vater erst auf dessen Sterbebett ins Gesicht sagen konnte, dass er Männer liebt, und da auch erst, als alle Maschinen bereits abgestellt waren.

Danach spielen sie die Hertha-Hymne vom Band ab. Günter Schlögel hat sie besorgt, in der langsamen Version. Er ist bei seiner Rede sehr aufgewühlt. Schimpft, dass sein bester Freund verdammt nochmal nicht langsam fahren konnte. Und dass er immer gehofft habe, Eiserbeck stehe mal an seinem Grab, nicht umgekehrt.

Als die Beerdigung vorüber und nichts mehr zu organisieren ist, fällt Schlögel in ein Loch. Ein Jahr später ist er immer noch in therapeutischer Behandlung. Er sagt, da sei kein Ende absehbar. Mindestens einmal die Woche besucht er das Grab. Bekannte sagen: Mensch, was rennst du schon wieder da hin? „Ist doch meine Sache“, antwortet er dann. Auf dem Weg zur Arbeit muss er täglich an der Unfallstelle vorbei. Manchmal guckt er absichtlich weg, aber das sei auch Quatsch, sagt er. „In dem Moment, in dem du wegguckst, denkst du ja schon wieder an Gerd.“

Sein Heiligabend im Prinzknecht war diesmal öde. Mit den Freunden vom Hertha-Fanklub kommt er nicht mehr zurecht. Ihn stört, wie die sind, was die rufen, wie die feiern. Naja eigentlich, sagt er, stört ihn einfach, dass Gerd nicht mehr dabei ist. Er will jetzt aus dem Fanklub aussteigen, nächste Saison in einer anderen Ecke des Stadions sitzen. Neuanfang.

Einen Tag vor dem ersten Todestag passiert ein seltsamer Zufall, sagt er. Da rutscht Gerd in der Liste seiner Whats-App-Kontakte nach ganz unten. Mit allen anderen hat er sich im vergangenen Jahr wenigstens einmal geschrieben.

Im Sommer fliegt Ömer Celik für ein paar Tage in die Türkei. Trifft seine Oma, Tanten, Cousins. An einem Tag fahren sie zum Strand, es ist der erste, an dem er kein einziges Mal an Gerd denkt. Das fällt ihm am nächsten Tag auf. Fühlt sich komisch an. Etwas später wird er seiner Mutter erzählen, dass er schwul ist.

Ömer Celik sagt, wenn er früher in der Zeitung von einem tödlichen Unfall gelesen habe, habe er einfach weitergeblättert. Jetzt malt er sich aus, wer wohl alles den Toten vermisst.

Der Aufnahmeleiter

Er verwechselt Artikel und vertauscht Satzteile. Aber sein Deutsch klingt wie ein Lied. Die Flüchtlinge lieben Jaime Beck – weil er sie viel mehr lehrt als nur die Sprache

Von Verena Friederike Hasel, Der Tagesspiegel, 29.10.2017

Montagsmorgen in Deutschland. Ein Mann betritt eines der größten Flüchtlingsheime in Berlin. Er will den Menschen Deutsch beibringen. Aber verdammt – man kann sich keinen vorstellen, der schlechter geeignet wäre. Der Mann stammt aus Kolumbien, verwechselt Dativ und Akkusativ und hat heute noch nicht mal ein Lehrbuch dabei.

Armes Deutschland.

Oder?

Im Raum 78 des Flüchtlingsheims im ehemaligen Rathaus Wilmersdorf sitzen elf Menschen aus Syrien, Afghanistan und dem Libanon und halten sich an ihren Handys fest.

Jaime Beck klatscht in die Hände. „So“, sagt er. „Stellen wir uns vor, wir sind auf dem Amt.“ Und schon ist er auf den Flur verschwunden und steckt von draußen den Kopf ins Klassenzimmer.

„Ganz wichtig“, sagt er, „immer erst anklopfen auf dem Amt.“

Was man dabei alles falsch machen kann, führt Beck nun vor. Zum Beispiel wie irre gegen die Tür trommeln. Tammtammtamm. Beck drischt drauflos. Die Ersten legen das Handy aus der Hand. Dieser Typ ist unterhaltsamer als Whatsapp.

„Nun sind wir also drin“, sagt er. „Und bitte: Auf keinen Fall schimpfen jetzt. Lieber sagen: Danke, dass Sie Kopien gemacht haben. Wisst ihr, zu den Leuten vom

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Amt ist niemand nett. Wenn ihr nett seid, werden sie euch lieben. Und wenn ihr eure Unterlagen dabei habt! Wer von euch hat den Lebenslauf auf dem Handy?“

Zwei Männer melden sich.

„Bravo“, sagt Beck. „Alle anderen“, er macht ein Zeichen an seiner Gurgel, „Kopf ab.“ Allgemeines Lachen. Nur ein Mann mit Bart guckt finster.

Beck stellt sich vor ihn.

„Was sagst du zu der Frau vom Amt?“

„Bitte helfen Sie mir. Ich suche eine Arbeit“, murmelt der Bärtige.

„Sehr gut, mein Freund“, sagt Beck, „Aber nicht so grimmig schauen. Sonst denkt die Frau vom Amt noch, du bist Osama bin Laden.“ Der Bärtige hebt den Blick. Er taxiert Beck. Dann beginnt etwas um seine Augen herum zu tanzen und wandert bis zu seinem Mund. Der Bärtige lacht und hört eine ganze Weile nicht mehr auf.

Geht es um [Flüchtlinge](#), verfallen viele Menschen einem dualistischen Denken. Die einen verharmlosen die Probleme, die anderen übertreiben sie. Einer wie Jaime Beck ist für beide Lager ein heilsames Korrektiv. Der Kolumbianer arbeitet seit mehr als zwei Jahren in der Notunterkunft am Fehrbelliner Platz, fünf Tage die Woche, bis zu sechs Stunden täglich. Als ehrenamtlicher Helfer hat der 63 Jahre alte Unternehmensberater Hunderten von Flüchtlingen Deutsch beigebracht, hat manche in die Philharmonie begleitet und andere zur Polizei. Im Laufe der Zeit ist Beck zu einem der Integrationsgroßmeister Berlins geworden, und angefangen hat alles mit einer Verwechslung.

Als Beck am 6. September 2015 das Heim das erste Mal betritt, will er eigentlich nur einen alten Laptop abgeben. Als er erfährt, dass in einem Raum eine Deutschstunde für Flüchtlinge stattfindet, schlüpft er dazu. Vielleicht brauchen sie dort ja auch Dinge, die er spenden kann. Eine Frau erklärt gerade die Fälle, „der Mann, des Mannes, dem Mann, den Mann“. Drei junge Männer, die nebeneinander sitzen, sehen verzweifelt aus. Beck geht zu ihnen. Es ist ein kalter Tag, Beck reibt sich die Arme. „Kalt“, sagt er. „Kalt“, wiederholen die Männer. So geht es weiter, alle Wörter von elementarer Bedeutung kommen dran. Kreisförmiges Bauchreiben: Hunger. Zeigefinger an der Schläfe: Denken. Augenaufschlag gen Himmel: Liebe. „Bukra“,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sagen die Männer irgendwann. Bukra? Beck schaut das Wort auf seinem Telefon nach, es bedeutet „morgen“. „Nein, nicht morgen“, ruft er entsetzt, „ich bin doch kein Lehrer.“ Doch die drei Iraker bestehen drauf. Bukra. „Okay, bukra, nine o'clock“, sagt Beck. Als er am nächsten Tag ankommt, warten die drei Männer schon auf ihn und haben noch vier Freunde mitgebracht. Am Morgen danach kommen zwölf, dann 15 Flüchtlinge, schließlich muss Beck in einen größeren Raum umziehen.

Becks pädagogisches Markenzeichen ist die geöffnete Tür. Läuft einer am Raum 78 vorbei, winkt Beck ihn heran. „Hallo, kannst du mich verstehen? Nein? Dann bist du hier richtig. Komm rein und lern Deutsch.“ Die Tafel im Raum 78 hat Beck mit kleinen Kreidezeichnungen bedeckt. Baum, Fahrrad, Moschee und Kirche. Vor diesem Wimmelbild aus Deutschland im Jahr 2017 steht Beck und unterrichtet. Und ja, Beck macht Fehler, er verwechselt Artikel und vertauscht Satzteile, aber sein Deutsch klingt wie ein Lied, das man mitsingen möchte. „Vater, Mutter, Tochter, Sohn.“ Eine Silbe treibt die nächste, jedes Wort hat Rhythmus und jeder Satz eine Melodie. „Jetzt alle zusammen.“ Und dabei bewegt sich Beck pausenlos. Sagt: „Übermorgen“, und macht einen Sprung nach vorn. Sagt: „Vorgestern“, und beugt sich so weit nach hinten, als tanze er Limbo.

Dass Beck so unterrichtet, liegt daran, dass er zunächst denen zuhörte, die er unterrichten wollte. Wenn Heimbewohner Koransuren rezitierten, klang das wie Gesang für ihn. Also beschloss er zu zeigen, dass auch Deutsch wie Musik klingen kann. Am liebsten führt Beck die Schönheit der deutschen Sprache jedoch mithilfe einer pantomimischen Einlage vor: Er deutet erst auf seinen Arm, dann auf das Band um seinen Hals und schließlich auf die Uhr an der Wand. Arm-Band-Uhr. Drei Wörter, die zusammen ein neues ergeben. Etwas kompliziert, aber insgesamt klar. Ein bisschen wie das Land, in das Beck vor 49 Jahren kam.

Als Jaime Beck mit 14 in Deutschland ankam, konnte er nur „Flugzeug“ und „guten Appetit“ sagen. Die ersten Monate schlief er bei seinem Bruder unterm Bett, damit dessen Vermieter ihn nicht entdeckte. Drei Ausbildungen schmiss Beck hin, dann wurde er Koch, besuchte die Hotelfachschule, arbeitete sich hoch bis ins Kempinski und leitete schließlich ein Luxushotel in Niedersachsen, das so gut lief,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

dass Leute ihn anriefen und Tipps haben wollten. Seitdem arbeitet Beck als Berater für Menschen und Konzerne, die sich weiterentwickeln wollen.

Resonanz nennt man in der Physik die Fähigkeit eines Systems, mit einem anderen Körper mitzuschwingen. Beck hat Resonanz. Für einen Syrer, durch Granatensplitter im Auge erblindet und immer an der Hand seines Bruders, organisierte Beck einen Termin beim Spezialisten. Als dieser sagte, dass die Lage aussichtslos sei, weinte Beck, sodass der Bruder des blinden Syrer ihn in den Arm nahm.

Doch auch von seinen Schülern erwartet Beck Resonanz. Sie sollen die Schwingungen des Landes, in dem sie nun leben, aufnehmen, wiedergeben und verstärken. Beck, der klassische Musik liebt, besorgt den Flüchtlingen regelmäßig Freikarten für Konzerte. Fährt er mit ihnen in die Philharmonie, nimmt er immer die Straße, die an einem Hotel für Homosexuelle vorbeiführt, und weist seine Mitfahrer ganz explizit auf diesen Ort hin. „Für Männer, die fickificki machen?“, fragte ein Flüchtling entsetzt. „Nein, für Männer, die sich lieben“, antwortete Beck. „Das ist doch haram“, sagte der Flüchtling, nach islamischem Glauben verboten. „Du bist für Freiheit gekommen. Und das ist unsere Freiheit“, erwiderte Beck.

Als vor dem Brandenburger Tor eine Demo gegen Gewalt an Frauen stattfand, fragte Beck, wer ihn dahin begleiten wolle. Die Frauen winkten ab. Wenn ein Mann seine Frau schlage, dann habe er seine Gründe, sagte eine. „Wenn ein Mann eine Frau schlägt, dann gehört er vor Gericht“, antwortete Beck. Er diskutierte, erst mit den Frauen, dann mit ihren Männern. Am Ende fuhr er mit drei Kleinbussen und fast 30 Menschen zum Brandenburger Tor. Nachdem ein Flüchtling vom Dschihad gesprochen hatte, sagte Beck, er solle sich auf seinen ganz persönlichen Dschihad konzentrieren. Dschihad bedeute nämlich nichts anderes als Anstrengung, und er müsse sich anstrengen, um in Deutschland voranzukommen.

Klare Forderungen und Erwartungsmanagement. Für Beck gehört das genauso zum Umgang mit [Flüchtlingen](#) wie Empathie. Er staunt darüber, wie schwer sich Deutsche damit tun, eine Balance zwischen diesen Polen herzustellen. Er selbst hat sich schon einmal zwei Übersetzerinnen in den Unterricht geholt. Er bat sie, jedes Wort zu übersetzen, dann legte er los: „Ich habe die Nase voll von euch. Ihr kommt zu

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

spät, macht nur an euren Handys rum und müllt alles voll. Ständig redet ihr von Respekt, aber selbst habt ihr null Respekt. Was denkt ihr eigentlich, wer ihr seid?“ Die Übersetzerinnen zögerten: Sie als Frauen könnten Männern doch nicht ... Beck unterbrach sie. „Meine Verantwortung.“ Als die Übersetzerinnen fertig waren, herrschte Stille. Dann begannen die Flüchtlinge zu applaudieren.

Von Misserfolgen lässt Beck sich nicht beirren. Eines Tages, kurz nachdem er mit seiner Klasse die Körperteile durchgenommen und dabei auch das Wort „Po“ in den Mund genommen hatte, erschien eine Frau nicht mehr zum Unterricht. Ihr Mann hatte es ihr verboten. Beck benutzt das Wort trotzdem weiter, fast mit Freude. Sagt es und hält sich danach mit gespielter Entsetzen die Hand vor den Mund: „Oh, war das jetzt haram?“ Und als am Montagmorgen einer schimpft, dass er wütend sei, weil er immer noch keine ausreichend große Wohnung für seine ganze Familie habe, obwohl Angela Merkel ihn doch eingeladen habe, lacht Beck ihn aus. „Ist das dein Ernst? Willst du einen Palast? Oder gleich bei Merkel einziehen? Warte, ich rufe sie an.“ Es ist dieser Humor, der Situationen entschärft, die bei anderen eskalieren könnten.

Problematisch findet Beck die Neigung der Deutschen, Flüchtlinge auf eine Weise zu versorgen, die zur Unmündigkeit erzieht. Als Beck neulich einen Afghanen zum Tee in dessen ziemlich verdrecktem Zimmer besuchte, entschuldigte der Mann diesen Zustand mit dem Hinweis darauf, dass die Putzkolonnen noch nicht da gewesen sei. Beck schüttelte den Kopf. „Und warum putzt du nicht einfach selbst?“

Um gegen die Passivität unter Flüchtlingen anzugehen, hat sich Beck vor Kurzem ein paar Wochen lang seine Arbeit im Heim bezahlen lassen, 25 Euro die Stunde. Jeden Freitag stellte er den Flüchtlingen eine wohltätige Organisation vor, darunter Amnesty International und Greenpeace, und spendete seinen Wochenverdienst im Namen der Flüchtlinge an sie. „Ruht euch nicht auf den paar Hundertern aus, die ihr von Mama Merkel bekommt“, sagte er. „Arbeitet lieber dran, dass ihr eines Tages so viel verdient, dass ihr Gutes tun könnt.“

Ein Samstagabend im Oktober. Jaime Beck besucht mit Flüchtlingen das Konzerthaus am Gendarmenmarkt. Noch zwei Tage, dann wird er mit seinem Bruder für acht Wochen nach Kolumbien fliegen. Bei seiner Rückkehr wird das [Heim am Fehrbelliner Platz schon geschlossen sein](#). Wie es weitergeht, weiß Beck noch nicht,

aber längst hat sich sein Engagement für Flüchtlinge vom Heim gelöst. Mit 160 Flüchtlingen ist Beck in einer Whatsapp-Gruppe, manchen hilft er, Wohnungen zu finden, andere werden in Heimen unterkommen, wo auch ehrenamtliche Helfer benötigt werden. Für heute hat Beck 24 Freikarten besorgt. Er sitzt neben Basel aus Syrien, Parkett rechts, vor ihm Fährnaz, Farzana und Forozan, drei Schwestern aus Afghanistan. Während des Haydnstücks kontrolliert Basel alle paar Minuten sein Handy, bis Beck sich zu ihm hinüberbeugt. „Allah hat gesagt, dass du alles, was du tust, mit ganzem Herzen tun sollst. Also pack endlich das blöde Handy weg.“

In der Pause zeigt Beck den Flüchtlingen die Beethovenbüste an der Wand und führt sie zur Freitreppe, von der aus man den ganzen Gendarmenmarkt überblickt. Während Basel sich mit einer Mexikanerin unterhält, die er gerade kennengelernt hat, zeigt Beck den drei Schwestern aus Afghanistan die Schillerstatue auf dem Platz. „Das ist der deutsche Dichter, der diesen tollen Text geschrieben hat, dass alle Menschen Brüder werden.“

Forozan seufzt. Deutsch fällt ihr schwer. Dabei würde sie gern hier Medizin studieren. „Das schaffst du schon“, sagt Beck. „Weißt du, die Grammatik, die kann ich doch auch nicht. Und stell dir mal vor: Beethoven, der für Schillers Brüder-Text die Musik geschrieben hat, war sogar völlig taub. Und hat trotzdem Stücke geschrieben, die noch heute jeder kennt!“ Dann erzählt Beck, dass rund um den Gendarmenmarkt mal Flüchtlinge wohnten, die man Hugenotten nannte.

Gehörlose Menschen komponieren Welthits und Flüchtlinge besiedeln so ein vornehmes Viertel: Mit Beck auf der Freitreppe erscheint Deutschland wie ein Land der Wunder. Nach der Pause kehren alle zu ihren Plätzen zurück, es folgt Schuberts „Tragische“. „Hat’s dir gefallen?“, flüstert Beck Forozan am Ende zu. Forozan nickt. „Was macht ihr in Afghanistan, wenn ihr etwas toll findet?“, fragt Beck. Forozan wird ein bisschen rot, nestelt an ihrem Kopftuch, dann stößt sie einen hohen Trillerlaut aus. Eine Frau mit ondulierten grauen Haaren dreht sich um, sieht Forozan und lächelt.

Nur kurz einkaufen

Eine falsch angebrachte Kaminabdeckung hat Medine Atas vor zehn Jahren die Wirbelsäule zertrümmert. Das Gericht fand keinen Verantwortlichen. Aus dem Leben einer Frau, die fast alles verloren hat

Von Uli Kreikebaum, Kölner Stadt-Anzeiger, 03.03.2018

Als Medine Atas am 21. November 2008 um 13 Uhr aus dem Supermarkt an der Ostheimer Straße kommt, wirbeln Müll und Staub durch die Luft. Der Sturm Irmela peitscht durch die Stadt. Medine Atas will schnell noch für das Mittagessen einkaufen, Rindfleisch, Gurken, Tomaten und Fladenbrot. An der Kasse stellt sie fest, dass sie ihr Portemonnaie im Auto vergessen hat. Atas sagt ihrer Schwägerin und dem elfjährigen Sohn, sie sollen mit der einjährigen Tochter, die im Kinderwagen schläft, an der Kasse warten. „Ich hole nur schnell das Geld.“

Im nächsten Moment rast ein blinkendes Metallgeschoss vom Himmel. Der Sturm hat eine Schornsteinverkleidung des Hauses mit der Nummer 69 aus der Verankerung gerissen, eine gut 30 Kilo schwere Aluminiumplanke – „rein aus ästhetischen Gründen“, aber nicht sachgemäß am Kamin angebracht, wie das Gericht später feststellen wird – schießt Atas in den Rücken. Ihr Gesicht schwillt an, sie blutet stark und atmet nicht mehr. Der Sohn hört Schreie und läuft hinaus. Eine glotzende, erstarrte Mensentraube umringt Atas. Eine Frau redet auf sie ein, um sie wachzuhalten.

„Sie sah aus, als sei sie tot“, sagt ihr heute 20-jähriger Sohn, der erinnert, es habe ewig gedauert, bis ein Sanitäter da gewesen sei. „Bestimmt zehn, vielleicht 15 Minuten oder mehr.“ Die Mutter, wie tot vor dem Supermarkt, „der Film läuft bei mir immer wieder ab“, sagt der Sohn. „Aber ich komme klar.“

Die Sanitäter retten seiner Mutter mit einem Luftröhrenschnitt das Leben und bringen sie in die Merheimer Klinik. Dort wird sie notoperiert.

Die „Kölnische Rundschau“ schreibt am nächsten Tag: „In Vingst ist der Wind um 13 Uhr so stark, dass er vom Dach eines etwa zehn Meter hohen Hauses die 30 Kilogramm schwere Metallabdeckung eines Kamins losreißt. Eine 32-Jährige ist von dem Kaminteil in den Rücken getroffen worden und erlitt dabei lebensgefährliche Verletzungen. Ansonsten kommen die Kölner nahezu unversehrt davon.“

Als sie nach dreieinhalb Wochen aus dem künstlichen Koma erwacht, sagt ein Arzt Atas, dass sie nie wieder laufen werde. Sie ist von der Hüfte abwärts gelähmt. Ihre Wirbelsäule ist mehrfach gebrochen, die Nervenverbindungen zu Blase und Darm sind zerstört, sie braucht jetzt bis zum Ende ihres Lebens Katheter. Die Krankenakte listet die Verletzungen so nüchtern auf wie das Gericht später über Behindertenausweis und Rente schreibt: „Der Klägerin wurde am 12.3.2009 ein Schwerbehindertenausweis erteilt mit dem Vermerken ‚Grad der Behinderung 100%‘. Er trägt die Merkzeichen ‚g‘ (gehbehindert), ‚h‘ (hilflos) und ‚aG‘ (außergewöhnliche Behinderung beim Gehen). Der Klägerin, die eine Ausbildung zur Friseurin absolviert hat, wurde mit Bescheid vom 16.9.2009 eine Rente wegen 100% Erwerbsminderung in Höhe von 782,63 Euro (netto) bewilligt.“

Das „g“ für „gehbehindert“ und das „aG“ für die „außergewöhnliche Behinderung beim Gehen“ klingen fast zynisch, das „h“ für hilflos trifft es immerhin. Es fehlen ein „o“ für ohnmächtig, ein „d“ für depressiv, ein „vF“ für voller Fragen.

Der ältere Sohn, der in der Schule war, als die falsch angebrachte Aluminiumplanke die Zukunft einengte und die Vergangenheit bleischwer machte – hat seither Alpträume und braucht Medikamente. Warum? Der Vater verlässt die Familie, als seine Frau gerade das Krankenhaus verlassen hat. Warum? Die Mutter von Medine hört nicht auf zu weinen. Warum? Die zehnjährige Tochter erzählt nichts vom Elternsprechtag, weil sie weiß, dass die Sprechzimmer für ihre Mutter mit Rollstuhl

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

nicht erreichbar sind. Warum? „Mach doch was, dass Du wieder laufen kannst“, sagt die Mutter. „Warum kann nicht alles sein wie früher?“

Medine Atas sagt, sie hätten doch ein stinknormales Leben geführt. Ihr Mann arbeitete, sie erledigte den Haushalt, drei gesunde Kinder, eine Einwandererfamilie, in Deutschland geboren, stolz, nie im Leben Schulden gemacht zu haben. Längst kommt ihr die Vergangenheit wie ein Hirngespinnst vor. „Ich habe mich immer wieder gefragt, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn ich gestorben wäre. Der liebe Gott hat mir das Leben geschenkt, aber das Leben meiner Kinder und meiner Familie ist zerstört.“

An einem klaren Wintertag sitzt Atas im Rollstuhl in ihrer GAG-Wohnung in der Nobelstraße in Vingst. Es gibt belegte Brötchen, Törtchen, Kekse, Obst, Nüsse, Säfte und Tee. Außer dem üppig gedeckten Tisch ist nichts bunt in der Wohnung, es gibt keine Familienfotos, keine Kinderbilder, nichts, nur silberne Schalen und Vasen in glatten Vitrinen, kein Staubkorn nirgends, Medine Atas trägt schwarz. Die Substanzen von diversen Tabletten zirkulieren in ihrem Blut, Tabletten gegen die Phantomschmerzen, gegen Entzündungen, Spastiken und Depressionen.

600 Meter entfernt liegt die Ostheimer Straße 69, Atas war seit dem Unfall nicht mehr dort. „Es ginge nicht“, sagt sie.

Vier Monate verbringt sie in der Querschnittsklinik Bergmannsheil in Bochum. Gerade aus dem Krankenhaus entlassen, verlässt sie ihr Mann. Er meldet sich arbeitslos, sie hat nie Geld von ihm bekommen. Medine Atas hat weder Unfall- noch Rechtsschutzversicherung, aber der Anwalt beruhigt sie: In drei, vier Monaten haben sie ihr Geld. Im Krankenhaus sagen sie, 800 000 Euro Schadensersatz seien normal. Eine lebenslange Rente. Plus das Schmerzensgeld. Sie werde finanziell abgesichert sein. Zumindest das. Die Ärzte erzählen ihr von ähnlichen Fällen. Atas tut gut, was sie hört. Nach dem ersten Prozesstag habe der Anwalt gesagt: „Die Chancen stehen bei 90 Prozent, dass wir gewinnen.“ 90 Prozent, in Deutschland, einem echten Rechtsstaat. Familie Atas ist sicher, finanziell entschädigt zu werden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Neun Jahre später hat Medine Atas vor Gericht in allen Punkten verloren. Die Prozesskosten in Höhe von gut 50 000 Euro musste sie selbst zahlen. Sie hat jetzt einen Schufa-Eintrag. Der Gerichtsvollzieher hat mit Haft gedroht. Teure Medikamente, die die Krankenkasse nicht übernimmt, zahlt die Familie. Der erste Anwalt war abgesprungen und hatte einen Vertreter geschickt, sehr jung. Der hatte 13 mögliche Verantwortliche verklagt, neben den Eigentümern und ehemaligen Besitzern das Bauaufsichtsamt der Stadt. Auch wegen der vielen Verklagten waren die Prozesskosten hoch. Prozesskostenhilfe hatte der Anwalt nicht beantragt. Er habe ihr nie gesagt, dass sie den Prozess auch verlieren könnte, sagt Medine Atas.

Das Gericht schreibt am 28. Mai 2015 in seinem Urteil, die Ablösung der Schornsteinteile sei „eine Folge einer fehlerhaften Errichtung“. Die Schornsteinabdeckung sei „nicht sach- und fachgerecht befestigt worden, sondern neben ungeeignetem Befestigungsmaterial (Spreizdübel) auch nicht tief genug in den Schornsteinschaft verankert worden“. Die Beklagten hätten nicht zu beweisen vermocht, dass sie den Kamin regelmäßig überprüfen ließen. Fehlerhafte Errichtung, keine regelmäßige Überprüfung, hört sich nach einer klaren Sache an. Aber so ist es nicht.

Die unterlassene Prüfung sei nicht die Ursache für den Unfall, sagt das Gericht. Die fehlende Befestigung habe im Rahmen einer Überprüfung der Schornsteinabdeckung nicht erkannt werden können. Die Firma, die die Kaminabdeckung angebracht hat, kann das Gericht nicht ermitteln. Schicksal? Der Architekt, der die Sanierung des Hauses in den 1990er Jahren plante, konnte sich nicht erinnern, welchem Dachdecker er den Auftrag gegeben hatte. Er ist zum Zeitpunkt des Prozesses gesundheitlich stark angeschlagen. „Wohl dement“, sagt Atas. Schicksal?

Ein erfahrener Anwalt hätte wohl früh eingehakt: hätte jenseits des Prozesses das Gespräch mit dem verantwortlichen Architekturbüro gesucht. Ein Vergleich wäre denkbar gewesen – immerhin stand auch für die Beklagten bei einer Niederlage vor Gericht eine hohe Summe auf dem Spiel, zum Beispiel eine lebenslange Rente in Höhe von gut 2000 Euro pro Monat. „Allerdings“, sagt Atas' neuer Anwalt Stefan Peveling,

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„hätte Frau Atas den Prozess auch bei exzellenter Prozessführung verlieren können. Es gibt keine Regel, dass für jeden Schaden jemand haftet. In diesem Fall konnte kein Verursacher ausfindig gemacht werden. Das ist bei Frau Atas Geschichte besonders tragisch.“

Wäre Medine Atas auf dem Weg zur Arbeit gewesen, hätte wohl die Berufsgenossenschaft gehaftet. Auch eine Unfallversicherung hätte in ihrem Fall geholfen. Hätte man herausfinden können, wer die Kaminabdeckung fehlerhaft angebracht hat, hätte womöglich der Handwerker zur Verantwortung gezogen werden können. „Die Konsequenz in diesem unwahrscheinlichen Fall ist fast unglaublich hart“, sagt Peveling.

Medine Atas kann die Konsequenz so nicht akzeptieren. „Die Abdeckung war falsch angebracht, aber es kann keiner gefunden werden, der verantwortlich ist? Warum ist keiner haftbar?“ Ist die Urteilsbegründung wirklich: Schicksal? Kismet, wie man im muslimischen Kulturraum sagt? Einfach nur: Pech gehabt? „Ich weiß einfach nicht, warum ich kein Geld bekommen habe. Wahrscheinlich hat doch der Anwalt einen Fehler gemacht.“ Als es nach dem Urteil um eine mögliche Berufung geht, habe ihr ehemaliger Anwalt gesagt, das würde 12 000 Euro kosten. Sie geht nicht in Berufung.

„Schicksal, das trifft es leider wohl“, sagt Anwalt Peveling. Es gebe keine Möglichkeit, den Prozess neu aufzurollen – es sei denn, der verantwortliche Handwerker lasse sich doch noch ausfindig machen. Peveling hofft, das Unternehmen doch noch zu ermitteln und will das Gespräch mit den Gläubigern suchen. Die hatten – in Angst um ihr Vermögen – vor Gericht um jeden Cent gerungen. So hatten sie sich geweigert, die Kosten einer behindertengerechten Kücheneinrichtung in Höhe von 6780 Euro zu zahlen – mit der Begründung, nicht verantwortlich für den Unfall zu sein, aber auch mit dem Verweis, „die Notwendigkeit der Neuanschaffung sei durch die vorgelegten Rechnungen nicht belegt“, wie es im Urteil heißt. Die Eigentümer hatten vor Gericht auch bestritten, dass Atas wie angegeben jeden Tag zehn Stunden im Haushalt tätig sei, und moniert, Atas habe einen Fünf-Personen-Haushalt angegeben –

ihr Mann habe sich aber doch von ihr getrennt. Atas treffe ferner „ein Mitverschulden, da sie ohne zwingenden Grund bei erkennbarer Sturmgefahr das Haus verlassen habe“.

„Es ist zusätzlich tragisch, dass es durch den Prozess auch böses Blut gab“, sagt Stefan Peveling, der hofft, in persönlichen Gesprächen mit den Gläubigern noch ein Entgegenkommen erreichen zu können. Schließlich gehe es nicht nur um einen Prozess, sondern um einen Menschen, der fast alles verloren habe.

Medine Atas hat seit dem Prozess hohe Schulden, einer ihrer Söhne ist psychisch labil. Als eines Tages der Gerichtsvollzieher klingelt, fragt der ältere Sohn, was passiere, wenn seine Mutter nicht zahlen könne. Dann müsse sie ins Gefängnis, sagt der Gerichtsvollzieher. Der Sohn läuft hinaus. Ein paar Tage später ist er in der Klinik. Ihr inzwischen ehemaliger Anwalt habe zu einer Privatinsolvenz geraten, sagt Atas. „Dann können Sie in sieben Jahren bei null anfangen.“

„Ich hatte in meinem Leben nie Schulden“, sagt sie.

Ihre Mutter weint noch immer, wenn sie ihre querschnittsgelähmte Tochter besucht. Noch immer fragt sie: „Warum kannst Du nicht einfach wieder laufen?“

Einer ihrer Brüder findet einen Heilpraktiker, der angeblich Querschnittsgelähmte heilen kann. Die Familie drängt, sie möge es doch versuchen. „Es war einfach unsere letzte Hoffnung, verstehen Sie?“, fragt der jüngere Sohn. Medine Atas lässt sich nach Duisburg bringen. In der Praxis des Naturheilzentrums hängen Bilder von Menschen im Rollstuhl, die auf dem nächsten Foto wieder laufen können. Der Heilpraktiker sagt Atas, wenn sie seine Spritzen nehme und seine Ampullen schlucke, könne sie in sechs Monaten vor der Praxis Fußball spielen. Atas bekommt Fieber, wenn sie die Mittel nimmt, manchmal über 40 Grad, ihr wird schwindelig, manchmal muss sie sich übergeben. „Der Heilpraktiker hat gesagt, dass das normal sei, ein Zeichen dafür, dass die Nervenzellen wieder zusammenwachsen.“ 20 000 Euro überweist sie dem vorgeblichen Heiler, 14 000 mit Rechnung. Vor einigen Monaten hat sie ihn verklagt, ein Ermittlungsverfahren der Staatsanwaltschaft Duisburg läuft. Als sie von dem

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Heilpraktiker erzählt, wird Atas nervös. Ihre Beine zucken. „Die Beine bewegen sich, aber es sind nur die Spastiken“, sagt der Sohn.

Dass das Naturheilkundeinstitut über Krebstherapie schreibt, „es gibt für alles eine Lösung“, auf der Internetseite von einer „eher dürftigen Effizienz der weit verbreiteten Chemotherapie mit einer Erfolgsquote von 2,5 bis 3 Prozent“ die Rede ist, all das ist momentan nicht nachzulesen, die Seite wird „überarbeitet“, heißt es.

Haben Sie Frau A. in Aussicht gestellt, dass sie in sechs Monaten wieder laufen kann? Die Behandlung trotz Nebenwirkungen fortgesetzt? Erkenntnisse, dass sich Querschnittslähmungen mit alternativen Heilmethoden erfolgreich behandeln lassen? Gibt es Fälle, die das belegen? Auf Fragen des „Kölner Stadt-Anzeiger“ antwortet der Institutsleiter nicht.

Ihr jüngerer Sohn ist 20, er sagt, er fühle sich manchmal wie 50 oder 60. Vielleicht, sagt er, sei er am 21. November 2008 erwachsen geworden. Er steht hinter seiner Mutter, ein junger, kräftiger Mann mit dem Schatten des Schicksals im Gesicht. Sie müssten irgendwann abschließen mit der Geschichte, sagt er, man verpasse ja sonst permanent die Gegenwart. Er wollte sein Leben nie von der Angst beherrschen lassen, er habe „alles im Griff“, sagt er, aber abschließen, das gehe leider noch nicht. „Wir wünschen uns nicht Gerechtigkeit, das gibt es wohl nicht, aber vielleicht ein bisschen Menschlichkeit.“ Der Urteilsspruch, die Begründungen des Gerichts, die Verweise der Krankenkasse, die Medikamente seien zu teuer, der Kampf um die Bezahlung einer Haushaltshilfe, die Androhung des Gerichtsvollziehers, die Schufa-Briefe, „all das macht einen zusätzlich fertig, verstehen Sie?“, fragt der Sohn.

Was er, der bei Aldi eine Ausbildung zum Verkäufer gemacht hat, mit seiner Zukunft anfangen wolle? Er wolle in die Sicherheitsbranche, Security, das sei eine gute Branche für ihn, sagt er. „Und natürlich bleibe ich hier wohnen, meine Mutter hat doch außer uns alles verloren.“

Medine Atas' Gesicht versteinert, als ihr Sohn das sagt. „Ich wollte meine Kinder zu freien Menschen erziehen, die raus in die Welt gehen und Freude haben, das war meine Lebensaufgabe“, sagt sie. „Jetzt bin ich ihr Gefängnis.“

Was geschah mit Mike Mansholt?

Im Juli 2016 wurde der 17-jährige Mike Mansholt aus Oldenburg auf Malta zunächst vermisst und dann tot aufgefunden. Warum er starb, ist nach wie vor unklar, ebenso, weshalb seiner Leiche die meisten inneren Organe fehlten. Wir sind mit Mikes Vater Bernd Mansholt nach Malta geflogen, um nach Antworten zu suchen. Eine Reportage in sieben Kapiteln.

Von Karsten Krogmann, Nordwest-Zeitung, 23.11.2017

„Okay. Ich leih’ mir jetzt ‘n Fahrrad aus und fahr dann heute durch Malta. ... Allerdings sind die Straßen so steil, ich schick’ Dir gleich mal ein Foto, dass man die nur hochlaufen kann zum Teil, äh, mit dem Fahrrad gar nicht hochkommt. Aber egal. Das ist ‘ne sportliche Herausforderung, und das mag ich.“

Das letzte Lebenszeichen von Mike Mansholt war eine Sprachnachricht, versendet über den Messenger-Dienst WhatsApp am [18. Juli 2016 um 9.41 Uhr](#).

[Am 19. Juli brachte er nicht](#) wie verabredet das gemietete Mountainbike zurück.

Am 22. Juli landete er nicht wie erwartet auf dem Bremer Flughafen.

[Am 26. Juli fand ein Suchtrupp der Polizei](#) vormittags gegen 10 Uhr Mikes Leiche in den Dingli-Klippen. Er war erst 17 Jahre alt, vier Wochen später wäre er volljährig geworden.

I. Die Klippen

Mikes Vater reißt den Mietwagen nach rechts, er hat einen Blumenhändler entdeckt, ohne Blumen möchte er nicht dort oben ankommen. Er kauft Chrysanthemen, dann treibt er den kleinen Peugeot weiter die schmale Straße hoch. „Hier könnte Mike

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

langgefahren sein“, sagt Bernd Mansholt, 53 Jahre alt. Er wird diesen Satz häufig wiederholen in der nächsten halben Stunde.

Auf den Dingli-Klippen laufen wie immer ein paar Touristen herum und suchen ratlos die Klippen. Sie sehen sie nicht, weil sie obendrauf stehen. Vom Meer drückt der Wind, er reißt kleine Löcher in die Wolken. Sonnenstrahlen fallen hindurch, die Temperaturen sind mild auf Malta im November 2017.

Am 18. Juli 2016 gab es keine Wolken am Himmel. Die Luft stand und brannte.

Vom Gipfel windet sich ein schmaler Pfad hinab, er führt durch ein weit geöffnetes Gatter, links und rechts wuchern Kakteen. Ist Mike hier runtergefahren? Nach ein paar Hundert Metern endet der Weg im Nichts, aber links schlängelt sich ein zweiter Pfad hoch, noch enger als der erste. Ist Mike da weitergefahren? Der zweite Pfad endet vor einer Felswand.

Dort fand die Polizei Mikes Leiche.

Mike lag in einer Felsmulde. „Friedlich“, so hat ihn die Polizeiinspektorin seinem Vater beschrieben, aber was kann sie einem Vater auch sonst sagen. Ein paar Meter höher hing in einem Strauch Mikes Fahrrad, noch etwas weiter lagen seine Sonnenbrille und seine Sportschuhe, er hatte sie wohl ausgezogen.

Zwischen den Felsen stehen überall Eisenstangen, auf die Stangen sind Steine geschraubt. Futter liegt auf den Steinen, es soll Vögel anlocken. Es ist eine Art grausamer Volkssport auf Malta: Vögel töten. Auf dem Boden liegen Patronenhülsen. Wir hören tatsächlich einen Schuss.

Das war ein Verdacht damals: Ist Mike vielleicht versehentlich erschossen worden? Es gab aber keinen Beleg dafür, in der Leiche fanden sich keine Schrotkugeln.

Die Polizei hatte schnell eine andere Theorie: Mike ist nicht die schmalen Pfade heruntergefahren, er ist mit dem gemieteten Mountainbike vom Gipfel gestürzt. 29 Meter und 80 Zentimeter sind es von dort bis zur Fundstelle.

Oben an der Straße steht John, er hat einen kleinen Verkaufsstand auf den Klippen, er handelt mit Getränken, Andenken und Kaktusfrüchten. „Oh“, sagt er betroffen, „du bist das.“ Er erinnert sich an Bernd Mansholt, er schüttelt ihm die Hand.

Jeder auf Malta kennt den Fall Mike Mansholt. Der Junge, der von den Klippen gefallen ist.

Aber ist er das?

Mikes Leiche lag unter einem mächtigen Felsvorsprung, die Stelle ist vom Gipfel nicht zu sehen. Niemand, der abstürzt, könnte dorthin fallen.

An Mikes Leiche fanden die Gerichtsmediziner keine Knochenbrüche, keine Verletzungen, nicht einmal größere Wunden.

Mikes Fahrrad war kaum beschädigt, es hatte lediglich einen Platten und ein paar Kratzer am Rahmen.

Mikes Rucksack fehlt. Hätte er nicht nach einem Absturz bei der Leiche liegen müssen?

„Mike ist nicht abgestürzt“, sagt Bernd Mansholt, der Vater.

Aber was ist dann mit Mike passiert?

II. Die Fragen

„Achtung“, sagt Bernd Mansholt, bevor er die Tür zur Msida Police Station aufstößt: „Die Polizisten hier sind unfreundlich.“ Er weiß das, er ist bereits zum dritten Mal auf Malta, seit Mike vermisst gemeldet wurde.

Ein kahler Raum mit hohen Decken, hinter einem Tresen sitzen drei Polizisten. Alle drei schauen auf, keiner sagt etwas.

„Ich würde gern Inspektorin Butters sprechen“, sagt Mansholt.

„Inspektorin Butters ist beim Gericht“, antwortet eine Polizistin knurrig.

„Wann kommt sie denn zurück?“

„Sie müssen vorher anrufen.“

„Können Sie mir die Nummer geben?“

Die Polizistin verdreht die Augen, dann rasselt sie eine Zahlenfolge runter.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Könnten Sie mir die Nummer bitte aufschreiben?“

Die Polizistin verdreht erneut die Augen, ein Kollege schiebt wortlos einen Zettel über den Tresen.

Die Nummer ist nutzlos, die Polizei wird nicht mit Bernd Mansholt über Mike sprechen. Keine Behörde auf Malta möchte über Mike sprechen. Dabei gibt es so viele Fragen.

Zum Beispiel diese hier:

1. Wo sind Mikes Organe?

Als der Leichnam nach Deutschland überführt und dort ein zweites Mal untersucht wurde, stellten die Rechtsmediziner fest: [Mike fehlen fast alle wichtigen Organe](#). Im Einzelnen sind das: Herz, Lungen, Leber, Bauchspeicheldrüse, rechte Niere, Nebennieren, Harnblase, Prostata, Magen, Dünndarm. Auch Mikes Gehirn fehlte.

Der Leiter der gerichtsmedizinischen Untersuchung auf Malta, Professor Dr. [Mario Scerri](#), erklärte, Mike sei ohne die Organe in der Leichenhalle des Mater-Dei-Hospitals angekommen. Wildtiere und Nager hätten die Organe gefressen, „leider“. Das Gehirn habe sich verflüssigt, der Tote habe ja mehrere Tage in den Klippen gelegen.

Die deutschen Gerichtsmediziner konnten keine Tierbisse entdecken. Eine vollständige Verflüssigung des Gehirns halten sie für nicht möglich.

In Deutschland stellten die Ärzte noch etwas fest: Der Leichnam war nicht einbalsamiert worden, obwohl Dr. Scerri das schriftlich beurkundet hatte.

Bernd Mansholt wies Scerri auf diesen Widerspruch per E-Mail hin. Scerri antwortete ihm, die Feststellung der deutschen Mediziner sei falsch. Seine Sezierer hätten die Leiche einbalsamiert, sie hätten dafür vorschriftsmäßig eine Formaldehyd-Lösung verwendet, „zu meiner Zufriedenheit“.

Scerri ist ein angesehener Mann auf Malta, für seine Arbeit wurde er mehrfach ausgezeichnet. Im Internet findet sich ein Youtube-Video, in dem er stolz darüber spricht, wie es seinen Leuten gelungen sei, [29 angeschwemmte Flüchtlingsleichen in nur drei Tagen zu obduzieren](#).

2. Wo ist Mikes Rucksack?

Als Mike am Morgen des 18. Juli 2016 das Hotel „Astra“ in Sliema verließ, trug er einen dunklen Rucksack mit sich. Das zeigen Bilder einer Überwachungskamera des Hotels, Mikes Vater konnte sie sich ansehen. In dem Rucksack sollen sich unter anderem mehrere Hundert Euro Bargeld und Mikes Mobiltelefon befunden haben. Könnte das Mobiltelefon Auskünfte über Mikes letzten Weg geben? Sind darauf vielleicht Fotos gespeichert?

Der Rucksack ist verschwunden. Die Polizei konnte ihn nicht finden, Bernd Mansholt fand ihn auch nicht. Die Polizei sagte zu Mansholt, dass möglicherweise Touristen den Rucksack mitgenommen hätten.

Mansholt sagte, dass sich ein Bauer aus Dingli ihm gegenüber merkwürdig verhalten habe, als er nach dem Rucksack fragte. Dies teilte er der Polizei mit.

3. Wo ist Mikes Actionkamera?

Noch mehr Antworten als das Mobiltelefon könnte eine Actionkamera geben, die Mike im Urlaub dabei hatte: eine sogenannte GoPro. Zeugen haben bestätigt, dass Mike die Kamera im Urlaub ständig im Einsatz hatte; auch seinem Vater hatte er mehrfach Videoaufnahmen geschickt.

Die GoPro ist ebenfalls verschwunden. Als die Polizei später Bernd Mansholt die persönlichen Besitztümer seines Sohns aushändigte, gab man ihm stattdessen eine 17 Jahre alte Canon-Kamera. „Das ist nicht Mikes Kamera“, sagt der Vater.

Nachdem Mike vermisst gemeldet wurde, reiste sein Vater zum ersten Mal nach Malta. Er suchte seinen Sohn überall. Er war auch in den Klippen, als die Polizei Mikes Leiche fand. Bernd Mansholt glaubt, dass sein Sohn die Kamera am Gürtel trug; die ermittelnde Inspektorin habe ihm dreimal „ein schwarzes Etui“ bestätigt, einmal sogar vor Zeugen. Später habe sie die Aussage bestritten. Die GoPro ist verschwunden.

4. Was tun die maltesischen Behörden, um Antworten auf die Fragen 1 bis 3 zu geben?

Anfang des Jahres bekam die Staatsanwaltschaft Oldenburg Post aus Malta. Der Inhalt: die Ermittlungsakte aus Malta, „gänzlich“ und „wahrhaftig“, so bestätigt mit Stempel und Unterschrift durch das Büro des Generalstaatsanwalts.

Bernd Mansholt schöpfte neue Hoffnung. Denn:

Die Ermittlungsakte würde den Obduktionsbericht aus dem Mater-Dei-Hospital enthalten. Auf Malta, so berichten Insider, werden Obduktionen Schritt für Schritt protokolliert; üblicherweise wird jeder Schritt zudem durch Fotos dokumentiert. Der Bericht könnte also Hinweise auf den Verbleib von Mikes Organen enthalten.

In der Ermittlungsakte würden sich auch die Fotos vom Fundort der Leiche finden. Bernd Mansholt erinnert sich daran, dass an jenem 26. Juli 2016 „massenhaft“ Fotos in den Klippen geschossen wurden. Die Fotos könnten beweisen, dass Mike die GoPro am Gürtel trug, als er gefunden wurde.

Zu einer Ermittlungsakte gehört der Polizeibericht. Darin würden sich Hinweise finden, was die Polizei in den vergangenen Monaten unternommen hat, um Mikes verschwundenen Rucksack oder seine GoPro-Kamera aufzuspüren. Was hat der merkwürdige Bauer aus Dingli wohl der Polizei gesagt?

Aber in der Akte findet Mansholt keinen detaillierten Obduktionsbericht. Es gibt nur eine einzelne Seite, die knapp die bekannten Aussagen zusammenfasst: fehlende Organe, Tierfraß, Todesursache unbestimmt.

Die Akte enthält kein einziges Foto vom Fundort oder von der Leiche.

Der Polizeibericht endet am Tag nach dem Leichenfund. Hinweise auf eine Suche nach Rucksack, GoPro oder fehlenden Organen gibt es keine, ein Bauer aus Dingli kommt im Bericht nicht vor.

Die Antwort auf die Frage, was die maltesischen Behörden tun, liegt für Mikes Vater nahe: Sie tun nichts.

III. Die Insel

Malta liegt im Mittelmeer, eineinhalb Schiffsstunden südlich von Sizilien. Die Inselgruppe ist dicht besiedelt wie das Ruhrgebiet: 436.000 Einwohner leben hier auf 316 Quadratkilometern, gefühlt hat jeder von ihnen mindestens ein Auto und geht damit ganztägig auf Parkplatzsuche. Der Verkehr ist irrwitzig, Blechschlangen winden sich im Linksverkehr durch Städte wie Sliema, Msida oder Birkikara, die zu einer einzigen Stadt zusammengewachsen scheinen. Mitten drin liegt Valletta, Kulturhauptstadt Europas 2018, die Altstadt voller ockergelber Barockpracht, ein beliebtes Kreuzfahrtziel.

Aber Malta ist mehr als Kultur und Tourismus, Malta ist ein Steuerparadies mitten in Europa. Millionärsyachten liegen in den Häfen. Hunderte Firmen, darunter zahlreiche deutsche, haben hier Niederlassungen, viele davon sind nicht mehr als ein Briefkasten. Wer will, kann für 650.000 Euro die maltesische Staatsbürgerschaft kaufen und wird damit zugleich Bürger der Europäischen Union.

Die maltesischen Steuertricks sind seit Jahren immer wieder Thema journalistischer Enthüllungen: in den sogenannten Malta-Files, in den Panama-Papers, zuletzt in den Paradise-Papers der „Süddeutschen Zeitung“. Vor gut einem Monat zerriss eine Autobombe Daphne Caruana Galizia, eine der bekanntesten Journalistinnen des Landes. Sie hatte an den Enthüllungen mitgearbeitet und die Regierung kritisiert.

In Valletta erinnert ein Foto, gesäumt von Blumen und Lichtern, an Daphne, gleich gegenüber dem Gericht. Ihre Mörder sind unbekannt, der verwendete Sprengstoff deutet auf eine mögliche Beteiligung der Mafia hin.

Seit dem Mord und nach den jüngsten Enthüllungen rund um die Paradise-Papers ist die internationale Kritik lauter geworden am Aufklärungswillen der maltesischen Regierung und der Justiz. In den örtlichen Medien gerät die Polizei zunehmend unter Druck.

Der Sohn von Daphne Caruana Galizia, selbst ein Journalist, und mehrere EU-Parlamentarier beklagen öffentlich ein „Schweigekartell“ auf Malta, einen „Sumpf aus Geldwäsche, Korruption und Steuerhinterziehung“, eine „Kultur der Straflosigkeit“.

Wie ernsthaft ermitteln die Behörden in einem solchen Land, wenn es um den Tod eines deutschen Jungen geht?

Im Fall Mike Mansholt hat Malta ein „Magistrate Inquiry“ einberufen. Das bedeutet, eine Untersuchungsrichterin benennt verschiedene Experten, die in ihren jeweiligen Fachgebieten ermitteln. Zu dem siebenköpfigen Expertenteam zählt zum Beispiel der Gerichtsmediziner Dr. Scerri. Auch zwei Polizisten sind Teil des Teams.

Ebenfalls Teil des Teams ist Professor Saviour Formosa. Er hat eine Raumanalyse erstellt, sie nimmt mit rund 80 Seiten den größten Platz in der maltesischen Ermittlungsakte ein. In der Raumanalyse geht es um Triangulations-Identifikatoren und Lichtdetektion, am Ende erfährt man zentimetergenaue Horizontal- und Vertikaldistanzen. Was man nicht erfährt, ist, warum Mikes Leiche lag, wo sie lag. Die Fundstelle des Fahrrads ließe sich laut Formosas Analyse damit erklären, dass Mike Mansholt versucht haben könnte, die Felswand vom Gipfel aus hinunterzufahren.

Wer unten vor der Felswand steht, hält vieles für denkbar – aber nicht, dass jemand auf die Idee kommen könnte, sie mit dem Fahrrad hinunterzufahren.

IV. Mike

Mike Mansholt, 17 Jahre alt, in einem Satz: „Mike war zuverlässig hoch drei.“

Das sagt der Vater über seinen Sohn. Ach was, er sagt es über einen Freund: Ihr gemeinsames Hobby war das Modellfliegen, gemeinsam haben sie „Clash of Clans“ gezockt, gemeinsam haben sie sich über Liebeskummer ausgetauscht. Mike sprach über seine Freundin, Bernd über die Trennung damals von Mikes Mutter.

Noch mehr Eigenschaften: „Einfach nett“ war Mike, sagt sein Vater auf Malta, „geradeheraus, experimentierfreudig“. Er sagt aber auch: „Mike war kein Gefahrensucher.“ Bernd Mansholt lächelt stolz, „ich bin sein Vater, ich kann nur Positives sagen“.

Die vielleicht größte Leidenschaft, die Sohn und Vater teilten, war der Sport. An Mikes 18. Geburtstag am 20. August wollten sie gemeinsam auf Island ihren ersten Marathon laufen.

Mike war ein Individualsportler, kein Mannschaftssportler. Seine Sportarten waren Skaten, Radfahren, Laufen, Klettern. Und vor allem: Gerätturnen. „Nicht Geräteturnen“, sagt sein Vater, „darauf hat er großen Wert gelegt: Gerätturnen, ohne E. Ich habe ihn dann immer damit aufgezogen: Deshalb bist Du auch Fluggerätmechaniker, nicht Fluggerätemechaniker.“ Der Vater lacht.

Mike war Auszubildender bei Airbus, er hatte sich gegen Hunderte von Bewerbern durchgesetzt. Die Oberschule in Ofenerdiek hatte er zuvor als bester Junge seines Jahrgangs abgeschlossen. Sein Vater lächelt wieder: „Klar bin ich stolz auf meinen Jungen.“

Noch eine gemeinsame Leidenschaft gab es: das Reisen. Als Familie Mansholt 2004 zu ihrer berühmt gewordenen Weltumseglung aufbrach („Wir hauen ab“), war Mike fünf Jahre alt. Die Familie kehrte nach Oldenburg zurück, die Reiselust blieb. Zuletzt war Mike gemeinsam mit seinem Vater Goldwaschen am Yukon River in Kanada.

Malta, die Felsen, das Radfahren, draußen sein: „Das war sein Ding“, sagt der Vater.

Es war Mikes erste Reise allein. Er flog nach Malta, um seine Freundin zu treffen, die dort einen Sprachkursus machte.

„Mensch“, sagte der Vater zum Sohn, „meine erste Reise ging mit dem Fahrrad zum Zelten ins Nachbardorf. Du fliegst gleich nach Malta. Was soll danach kommen? Der Mars?“

Bernd Mansholt blickt in den Nachthimmel über Malta und schweigt. Mike hat die weiteste Reise überhaupt angetreten. Ohne ihn.

V. Sieben Todesursachen

Da liegt ein Junge tot in den Klippen. Woran ist er gestorben? Es gibt mindestens sieben verschiedene Szenarien.

1. Mike ist abgestürzt.

Dagegen spricht neben dem Fundort die Unversehrtheit seiner Leiche. Die deutschen Gerichtsmediziner zumindest haben keinen Zweifel: Ein Absturz aus 25 bis 30 Metern Höhe sei praktisch auszuschließen.

2. Mike wurde versehentlich von Jägern erschossen.

Dagegen spricht ebenfalls die Unversehrtheit der Leiche, im Körper wurden keinerlei Fremdkörper gefunden.

3. Mike hatte einen Unfall oben auf der Straße, vielleicht wurde er angefahren. Um den Unfall zu vertuschen, hat der Autofahrer den verletzten Mike oder seine Leiche in die Klippen gebracht oder hinuntergeworfen.

Auch gegen einen Unfall spricht die Unversehrtheit der Leiche, ebenso gegen ein Runterwerfen des Leichnams. Sollte ein zweiter Unfallbeteiligter die Leiche nach unten getragen haben, stellt sich die Frage, warum er ein so seltsames Arrangement wählte mit Fahrrad und Schuhen. Eine beteiligte zweite Person könnte immerhin eine Erklärung dafür sein, dass Rucksack und GoPro-Kamera verschwunden sind.

4. Mike ist Opfer eines Raubmords geworden.

Dafür spricht das Fehlen seiner Wertsachen, dagegen spricht abermals die äußere Unversehrtheit der Leiche und das Fehlen von Fremdkörpern wie Metallteilen im Körper. Andere Todesursachen lassen sich nicht feststellen, weil die inneren Organe und das Gehirn verschwunden sind.

5. Mike ist von Organhändlern getötet worden.

Dagegen spricht, dass Organe nicht in der freien Natur entnommen werden können, wenn sie transplantiert werden sollen. Die Mörder müssten also Leiche,

Fahrrad und Schuhe nach der Organentnahme zu den Klippen gebracht und dort wie später vorgefunden arrangiert haben.

6. Mike hat Suizid begangen.

Seine Freundin hatte die Insel (wie geplant) einen Tag zuvor verlassen. Abgesehen davon, dass Mikes Vater einen Suizid ausschließt und es keinerlei Hinweise darauf gibt, bliebe die Frage nach der Todesursache. Von den Klippen gestürzt haben kann er sich aus den oben genannten Gründen nicht. Medikamente, Gift, Erstickungstod lassen sich wegen der fehlenden Organe nicht nachweisen.

7. Mike ist an Erschöpfung gestorben, an Hitze, Anstrengung, Flüssigkeitsmangel.

Belegen oder widerlegen lässt sich das wegen der fehlenden Organe nicht.

Sieben mögliche Szenarien, die nach Bekanntwerden des Todes von Mike Mansholt in Deutschland öffentlich hitzig diskutiert wurden.

Werden sie auch auf Malta diskutiert?

Der Polizeibericht endet am Tag nach dem Leichenfund.

Einen Monat später liefert Professor Saviour Formosa seine Raumanalyse ab.

Einen weiteren Monat später hält Richterin Marse-Ann Farrugia, die Untersuchungsrichterin, in zwei knappen Sätzen fest: Es gibt keinen Hinweis auf die Beteiligung anderer Personen am Tod von Mike Mansholt oder auf ein Verbrechen.

Damit stoppen die Ermittlungen offenbar.

Aus einer Anfrage des maltesischen Parlaments geht hervor, dass Richterin Farrugia die zweithöchste Zahl an unerledigten Ermittlungsverfahren vor sich herschiebt: Insgesamt sind es 99 offene „Magistrate Inquiries“.

Die Oldenburger Staatsanwaltschaft ermittelt im Fall Mike Mansholt wegen des Verdachts des Totschlags. Vor wenigen Tagen haben die deutschen Ermittler ein

weiteres Rechtshilfeersuchen auf den Weg gebracht, das nach den fehlenden Organen fragt, nach der nicht nachvollziehbaren Absturz-Theorie und nach möglichen Personen, mit denen Mike Mansholt auf Malta vielleicht gesehen worden ist. Das Rechtshilfeersuchen muss über Justizministerium, Auswärtiges Amt, Botschaft nach Valletta gebracht werden. „Die Einflussmöglichkeiten der Oldenburgischen Justiz sind begrenzt, da es sich bei Malta um einen souveränen Staat handelt“, teilt Torben Tölle mit, Sprecher der Staatsanwaltschaft Oldenburg.

VI. Die Verbündeten

Vor der deutschen Botschaft auf Malta hängen die Flaggen schlapp im Wind. Im Innern nimmt ein Wachmann Haltung an. Besucher müssen durch eine Sicherheitsschleuse gehen, anschließend sammelt die Wache Taschen und Mobiltelefone ein.

Noch wachsamer ist die Botschaftssekretärin. Sie begrüßt Bernd Mansholt, dann wendet sie sich mir zu, dem Journalisten. „Sie dürfen nicht mit“, sagt sie, „weil Sie Reporter sind.“

Deutsche Behörden haben eine Auskunftspflicht gegenüber Journalisten. Das bedeutet aber nicht, dass die deutsche Botschaft Valletta Auskunft geben muss über etwas, das die deutsche Botschaft Valletta betrifft. Auskünfte gibt nur das Auswärtige Amt in Berlin, „so ist leider die Regel hier“.

Aus dem Auswärtigen Amt heißt es dann: Der Fall Mike Mansholt sei der Botschaft bekannt, das Ermittlungsverfahren liege außerhalb des Zuständigkeitsbereichs der Botschaft. Man habe Herrn Mansholt aber zugesichert, „zu prüfen, was hier vonseiten der Botschaft unterstützend getan werden kann“.

In seinem Hotel in Sliema, nur wenige Schritte von Mikes Hotel entfernt, tut Bernd Mansholt lieber selbst etwas. Er schreibt Bittbriefe an den maltesischen Premierminister, an den Justizminister, an ihre Kommunikationschefs.

Ich laufe derweil die beteiligten Institutionen ab und stelle Presseanfragen. An das Polizei-Hauptquartier. An die Generalstaatsanwaltschaft. An Dr. Scerri, den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Gerichtsmediziner. Antworten bleiben zumeist aus, mal will jemand meinen Presseausweis sehen, mal bittet jemand um Geduld (und meldet sich nicht wieder). Ich möchte vor allem wissen: Ist der Fall noch offen? Ermittelt auf Malta noch jemand?

Die Generalstaatsanwaltschaft verweist auf das maltesische Recht und erklärt, auf Malta seien solche Verfahren geheim, man könne deshalb nichts sagen.

Ich frage auch die Universität von Malta, sie liegt direkt neben dem Mater-Dei-Hospital. Kann es sein, dass Organe aus der Leichenhalle im Fachbereich Medizin der Universität für Forschungs- oder Ausbildungszwecke verwendet werden? Konkret: Hat die Fakultät um den 27. Juli 2016 herum Organe erhalten?

Das müsse er mit dem Fachbereich Medizin besprechen, teilt ein Sprecher der Universität mit, er bittet um Geduld.

Vor der Altstadt von Valletta liegen prustende Kreuzfahrtschiffe, in der Altstadt schieben sich die Kreuzfahrer durch die Souvenirshops. Einige Touristen bleiben vor dem Gedenkmal für Daphne Caruana Galizia stehen und schießen Erinnerungsfotos. Hier, nur wenige Schritte vom Gericht entfernt, hat Dr. Veronique Dalli ihr Büro, früher Fernsehjournalistin, heute Rechtsanwältin, 37 Jahre alt. Sie hat einen Verdacht, was die Ermittler mit dem Fall Mike Mansholt getan haben: „Sie haben ihn ins Regal gestellt!“

Dalli ist eine der wenigen Verbündeten von Bernd Mansholt auf Malta. Sie hat bereits das Gericht um weitere Ermittlungen gebeten (vergeblich). Jetzt setzt sie ein neues Gesuch auf, diesmal adressiert an den Polizeipräsidenten. Sie weist ihn auf die Widersprüche und offenen Fragen im Fall Mike Mansholt hin und fordert ihn auf: „Bitte untersuchen Sie das!“

Mansholts zweiter Verbündeter sitzt an einer Ausfallstraße am Stadtrand in einem engen Großraumbüro: Matthew Xuereb ist Nachrichtenchef der „Times of Malta“, der größten Tageszeitung auf der Insel mit rund 20.000 Exemplaren. („Und Facebook“, sagt Matthew, „Facebook ist: wow, so big!“) Matthew ist 39, seit 17 Jahren berichtet er über Verbrechen, sein Urteil zum Fall Mike Mansholt lautet: „Das ist sehr mysteriös.“

Matthew glaubt nicht, dass maltesische Polizisten schlechter arbeiten als andere Polizisten. Er glaubt auch nicht an eine „Kultur der Straflosigkeit“ auf Malta. Er glaubt

aber, dass der Fall Mansholt jetzt „im System“ festhänge des „Magistrate Inquiry“ mit den sieben Experten: „Die Polizei ist da raus.“

Oder mit den Worten von Anwältin Dalli: Der Fall steht im Regal.

Bernd Mansholt hat eine neue Idee: Er setzt eine Belohnung von 10.000 Euro aus für denjenigen, der ihm Mikes verschwundenen Rucksack oder die GoPro-Kamera bringen kann. Matthew Xuereb verspricht, in dieser Woche einen großen Artikel darüber zu schreiben.

VII. Die Klippen, noch einmal

Bernd Mansholt klettert auf die Felsen. Er steigt über die Chrysanthemen, hangelt sich ein paar Meter höher.

Vielleicht war es ja so, sagt er:

Mike ist völlig erschöpft, diese Hitze, die kilometerlangen Straßen hoch nach Dingli, nirgendwo Schatten. Hat er genug zu trinken dabei? Ist er dehydriert? Er fährt in die erste Sackgasse, dann in die zweite. Was soll er tun? Den ganzen Weg zurückradeln? Mike ist ein erfahrener Kletterer. Kann er die 30 Meter hinaufklettern?

Vielleicht schultert er das Mountainbike. Er kommt ein paar Meter weit, ungefähr bis dort, wo jetzt sein Vater steht. Dann geht nichts mehr. Erleidet er einen Hitzschlag? Einen Schwächeanfall? Wirft er das Fahrrad noch in den nahen Strauch, damit es keinen großen Schaden nimmt? Zieht er die Schuhe aus, um ein bisschen Luft zu spüren? Verliert er die Orientierung? Er wankt hinab, legt sich in die Mulde. Die Sonne brennt gnadenlos vom Meer her, hier wirft ein Felsbrocken ein wenig Schatten.

Und dann stirbt Mike.

War es so, wie es sich Mikes Vater vorstellt?

Die deutschen Gerichtsmediziner halten es für denkbar, aber nicht beweisbar.

Bernd Mansholt hat auch eine Theorie zu den verschwundenen Organen. Er hält es für wahrscheinlich, dass die maltesischen Gerichtsmediziner, die 29 tote Flüchtlinge in drei Tagen untersuchen können, auch bei Mike eine Schnell-Obduktion

vorgenommen haben. Dass sie seine Organe entnommen und anschließend nicht in den Körper zurückgelegt haben. Dass sie die Organe weggeworfen oder in die nahe Universität verbracht haben. Und dass sie das jetzt vertuschen wollen.

Ist das zu abwegig? Nein: 2015 berichtete die inzwischen ermordete Journalistin Daphne Caruana Galizia vom maltesischen Arzt und Parlamentarier Etienne Grecht, der damit geprahlt habe, dass er sich als Medizinstudent häufiger Organe aus der Leichenhalle mit nach Hause genommen habe, um sie dort in Ruhe studieren zu können. Zumeist seien es Nieren gewesen.

Beim letzten Mal war Bernd Mansholt mit Maria auf Malta, Mikes Schwester. Er lächelt, als kleine Kinder waren die beiden wie Hund und Katze, später dann die besten Freunde.

Vater und Tochter haben eine Gedenktafel an die Felswand geklebt. „Mike Mansholt“, steht darauf, „Du wirst geliebt und vermisst.“ Der Vater ist Goldschmied, in seiner Werkstatt in Oldenburg arbeitet er zurzeit an einer neuen, schöneren Gedenktafel. Bald will er ein viertes Mal nach Malta reisen, wieder mit Maria. Gemeinsam wollen sie die neue Tafel anbringen.

Er geht den schmalen Pfad zurück zum Gipfel. Das Gatter ist jetzt geschlossen, „Privateigentum“ steht auf einem Schild, „Zutritt verboten“.

„Nichts da“, sagt Bernd Mansholt grimmig: „Dieser Ort hier gehört mir!“

Die Frau links vorm Prinzenbad

Sie füttert die Vögel, fegt den Weg und verkauft Zeitungen. Die Wolgadeutsche Emma Hartmann hat ihren Platz in Kreuzberg gefunden. Jetzt ist er bedroht

Von Marius Buhl, Der Tagesspiegel, 02.09.2018

Sie war noch ein Kind damals. Starb fast vor Hunger. Krabbelte unter dem Holzgatter durch und zog der Kuh das Stück Brot aus dem Maul. Stopfte es sich in den Mund. Tat es am nächsten Tag wieder. Wäre sie erwischt worden, sie hätten sie verprügelt oder umgebracht. Sie ließ sich nie erwischen.

Jeden Morgen um halb acht, auch an diesem Donnerstag, tritt im Berliner Stadtteil Kreuzberg eine Frau aus ihrer Wohnung. Ein paar Strähnen ihres weißen Haars entfliehen ihrem Kopftuch, sie trägt es lockerer gebunden als die Muslimas im Kiez, ihre Augen leuchten eisbachblau. Sie ist in ihren Arbeitskittel geschlüpft und hat sich die pinkfarbenen abgewetzten Schuhe angezogen, eine kleine ausgemergelte Frau. Sie greift nach dem Einkaufsroller, der immer neben der Tür steht, darin die „FAZ“, die „Zeit“, die „BZ“, der „Spiegel“, der Tagesspiegel, dann biegt sie links ab, der Johanniterstraße folgend, geht nach rechts am Carl-Herz-Ufer entlang, schaut auf den Landwehrkanal, keine Schwäne heute, gestern zählte sie 23, läuft noch zweimal links, ehe sie vor dem Sommerbad Kreuzberg ankommt, das alle Prinzenbad nennen. Pünktlich um acht, jeden Morgen.

Die Frau baut zuerst ihren Zeitungsständer auf, legt die Zeitungen rein, stülpt eine Plastikfolie drüber, damit die Sonne das Papier nicht vergilbt. Sie geht zum Kiosk gegenüber des Prinzenbads, bittet um Wasser für die Vögel, füllt einen mitgebrachten Becher und stellt ihn ab, da springt die erste Amsel heran, die Frau sieht sie gar nicht, ist

schon weiter, geht zum Eingang des Bads, nimmt sich einen Besen und beginnt den Platz zu fegen.

Zuerst am Mäuerchen entlang, wo ein Obdachloser die Füße nicht hebt, sie fegt um ihn herum, dann direkt vor dem Eingang, wo sich an diesem Morgen schon eine zehn Meter lange Schlange gebildet hat. Die Frau ist fast fertig, da muss sie den Besen ablegen. Ein Mann will eine „Berliner Zeitung“. Sie läuft so schnell sie kann zu ihrem Einkaufsroller, kramt darin, dabei verrutscht ihr kurz das Gebiss mit dem fehlenden Schneidezahn, sie überreicht dem Mann die Zeitung, nimmt zwei Euro entgegen, schwingt die Faust in die Luft und ruft ihm zu: „Gott behüt Sie, mein goldiges Kind, und een scheene Dag!“

Frau Hartmann ist jetzt 77 Jahre alt. Sie hat den Krieg überlebt, Vertreibung, Kälte, Hunger. Seit zwölf Jahren sitzt sie hier in Kreuzberg, jeden Tag im Sommer, und versucht, ein paar Zeitungen zu verkaufen. Für die Leute ist sie die Frau links vorm Prinzenbad. Die Frage ist, wie lange sie noch hier sein kann. „Zu leben heißt, sich zu quälen“, den Satz hat ihr die Mutter beigebracht.

„Menschen sind Späne der Geschichte“, schrieb die weißrussische Literaturnobelpreisträgerin Svetlana Alexejewitsch, und wenn das stimmt, ist Frau Hartmann einer, der stets dem Wetter ausgesetzt war.

Sie wird 1941 geboren, in Saratow an der Wolga. Ihre Eltern taufen sie auf den Namen Emma. Sie sind Bauern, wie viele der deutschen Aussiedler dort, leben in der Autonomen Republik der Wolgadeutschen. Emmas Ururgroßeltern waren einst auf Einladung der Zarin Katharina nach Russland ausgewandert, siedelten nahe des fruchtbaren Flussufers und begannen, Tomaten und Gurken zu ziehen.

Die Wolgadeutschen wurden im Lauf der Jahre ausgeraubt und versklavt, starben in Dürreperioden, die Überlebenden blieben und verkauften ihr Gemüse bald bis nach Moskau und St. Petersburg, auch Emma Hartmanns Eltern. Dann begann der Zweite Weltkrieg.

Als ihre Mutter sie zur Welt bringt, plant Hitler gerade den Einmarsch in die Sowjetunion. Emma ist fünf Monate alt, da überschreiten drei Millionen deutsche Soldaten die sowjetische Grenze. Weil Stalin fürchtet, dass sich die Wolgadeutschen der Wehrmacht anschließen, schickt er seine Schergen. Die treiben 400 000 Deutsche in Viehwaggons, auch Emma und ihre Familie, sperren sie ein und transportieren sie nach Sibirien. Dort kommen sie in ein Arbeitslager.

Frau Hartmann sitzt im Halbschatten vor dem Prinzenbad. Eine Träne rollt aus ihrem Auge über das furchige Gesicht, ehe sie sie wegwischt. „Das sind so Geschiiichten aus meinem Leben“, sagt sie im Dialekt der Wolgadeutschen. Aus Vögel wird Veegel, aus Glück Glick, statt hören sagt sie horchen. „Horch e mal“, so beginnt sie ihre Sätze, wenn der Tag ihr noch nicht die Kraft geraubt hat. Dann erzählt sie aus ihren Erinnerungen, um neun Uhr vormittags, während Mütter ihre Kinderwagen zum Eingang des Prinzenbads schieben und Rentner das Bad schon verlassen. „Mit sieben Weibsleut lebten wir in einer Baracke“, sagt Frau Hartmann. Die Kleider kochten sie regelmäßig in einem Topf auf dem Herd, um die Läuse zu töten, „aber unsere Kepf konnten wir nicht kochen“. Frau Hartmann erinnert sich, wie sie sich und ihrer Schwester ganze Haarbüschel ausriss, damit endlich das Jucken aufhörte. Sie kratzten, bis sie bluteten. Zu leben heißt, sich zu quälen.

Vor ein paar Wochen bekam Frau Hartmann einen Brief von ihrem Vermieter. Darin stand, dass sie aus ihrer Kreuzberger Wohnung rausmüsse, er wolle sanieren. Frau Hartmann erzählt davon, bis ihre Eisbachaugen glänzen. Sie mag nicht dran denken, was das für sie bedeuten könnte.

Stattdessen schaut sie nach den Blumen. Sie hat den Leuten vom Schwimmbad erzählt, dass die auf sie Acht geben müssen, sie würde sie ja gießen, aber aufpassen, dass niemand sie platt trampelt, könne sie nicht. Die Leute an der Schwimmbadkasse nicken pflichtbewusst, wenn Frau Hartmann kommt, aber wenn die Alte sich umdreht, lächeln sie sich zu. Frau Hartmann läuft auch mehrmals am Tag zu ihnen und sagt, dass vorne Schlaglöcher im Pflaster sind, erst neulich stürzte ein Kind, da ist sie gleich zum Kassenpersonal. Hab ich's doch gesagt. Nicht unsere Aufgabe, sagten die.

Die Blumen sind heute niedergetrampelt, dazwischen liegen eine Cola-Dose und ein Zigarettenstummel. Frau Hartmann hebt beides auf und trägt es zum Mülleimer.

In Sibirien wurde ihre Mutter bald krank. Emma betete heimlich, die Bibel hatte sie in einer Schublade gesteckt, die durften die Lagerwärter nicht finden. Sie wünschte sich, dass Gott der Mutter das Rheuma nehmen würde, aber auch, dass endlich dieser Hunger aufhöre, der nach ihr griff wie eine große Hand, die langsam den Magen zerquetscht. Als Stalin 1953 starb und die Mutter kaum noch gehen konnte, Arme und Beine entstellt nach innen verdreht, durften sie weg.

Ein Arzt empfahl, in die Wärme zu ziehen, ins Städtchen Dschambul, heutiges Kasachstan. Dort wuchsen wieder Tomaten, ganz in der Nähe ihres Häuschens floss der Ob, ein gigantischer, träger Fluss. Der Vater arbeitete, Emma brachte ihm Mittagessen aufs Feld, und während der Vater aß, schwamm Emma im Ob. Auf dem Ob gab es Schwäne, und Emma lernte, sie zu zählen. Manchmal streifte sie ein Fisch am Bein. In Kasachstan hatten sie alles. Dann starb die Mutter.

Emma Hartmann wurde Krankenschwester in einer Klinik in Dschambul, Ende der 50er Jahre war das. Sie arbeitete von morgens früh bis abends spät, heiratete ihren Nachbarn, einen Russen, und gebar zwei Söhne. Einmal, erzählt sie, brach sich der jüngere den Arm, als er von einem Kirschbaum stürzte, sie gipste den Arm und befahl dem Vater, den Jungen zur Kontrolle ins Krankenhaus zu bringen. Als sie abends wiederkam, war der Junge immer noch nicht beim Arzt gewesen, dafür der Vater verschwunden. Er kam später heim, volltrunken, es war nicht das erste Mal. Frau Hartmann beschloss, dass er sich zum Teufel scheren solle.

Hier bricht sie ab an diesem glitzernden Sommermorgen, in der Luft der Geruch von Chlor und Sonnencreme. Man solle sie in Ruhe lassen, sie wolle nicht mehr. Am nächsten Morgen lacht sie wieder.

Ein Hipster hat sie zugeparkt. Diese Typen fallen ihr vermehrt auf in letzter Zeit, die rasen mit ihren Rennrädern daher und schließen die mit ihren Bügelschlössern genau da fest, wo sie sitzt. Wenn das Rad dumm steht, so wie heute, verdeckt es ihre

Zeitungen. Der Hipster im Kurzarmhemd kommt bald zurück, sieht das Sortiment und fragt nach einer „Zeit“. Frau Hartmann reicht sie ihm, „5,50 Euro, mein goldiges Kind“. Puh, sagt der Hipster, ob sie wirklich den vollen Preis verlange, die sei ja schon ein paar Tage alt. Da zieht Frau Hartmann die „Zeit“ wieder weg und schnaubt. Der Hipster zahlt den vollen Preis.

Manchmal würde so ein Moment Frau Hartmann den Tag versauen. Heute nicht. Heute waren schon ein paar Freunde von ihr da. „Freunde“, wie sie sagt.

Ihre Freunde sind Prinzenbadrentner, die bleiben bei ihr stehen, kaufen eine „FAZ“ oder eine „BZ“ und reden. Erzählen, dass das Wasser drinnen wieder zu warm ist. Fragen, wie es ihr geht. Sonja, Marina, Norbert, Johannes. Die Freunde brachten schon Kirschen mit, aber die stellte Frau Hartmann weg, weil das mit dem Gebiss nicht ging. Jetzt bringen die Freunde Joghurt oder Kompott, manchmal Kuchen. Und Frau Hartmann strickt für sie Wollsocken.

Heute ist Sonja da, mit dem Mops. Während sie schwimmt, passt Frau Hartmann auf ihn auf. Sie hat immer eine Decke dabei für den Fall, dass Sonja kommt, darauf liegt jetzt der Mops und schnauft. Sonja, eine Frau mit lockigen Haaren, erzählt, wie sie vorhin von einem Lastwagenfahrer beschimpft wurde. Sie traut sich kaum, das Wort des Lastwagenfahrers zu wiederholen, sagt es schließlich doch, „Pornolocke“. Frau Hartmann lacht. Den Müll in den Beeten ignoriert sie eine Weile.

Sie zog die Kinder allein groß. Arbeitete noch mehr. Glücklicher war sie, sagt sie, eine Zeit lang. Dann siedelte ihre Schwester Hilde in den 90er Jahren nach Deutschland über, nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion. Das neue Land Kasachstan wollte Deutsche nicht mehr haben, das wiedervereinigte Deutschland ermöglichte die Rückkehr. Emma Hartmann blieb trotzdem noch ein paar Jahre, so lange, bis die Söhne nach Russland zogen, heirateten und Hilde in ihrem Dorf an der Nordsee an Krebs erkrankte.

Sie beantragte die Ausreise 2001. Wollte Hilde pflegen. Musste einen Sprachtest ablegen und wurde ausgeflogen. In Berlin kam sie in eine Flüchtlingsunterkunft, nach

sechs Wochen durfte sie weiter. Als sie gerade aufbrechen wollte, an die Nordsee, erfuhr sie, dass Hilde schon tot war.

Frau Hartmann wäre damals gern zu ihrer Nichte gegangen, aber sie musste in Berlin bleiben, das ordnete das Amt an. Sie war nun in Deutschland, dem Land ihrer Vorfahren, dessen Sprache sie sprach und von dem sie so viel gehört hatte. Dass alles besser sei hier. Doch was tun ohne die Schwester, ohne die zwei Söhne, ohne die Enkel? Zurück konnte sie nicht, dafür fehlte das Geld - und wohin überhaupt? Blieb das Telefon, ihre Kinder hat sie bis heute nicht mehr gesehen. „Allein, allein, allein“, sagt sie.

Frau Hartmann suchte damals eine Wohnung, die sie am Landwehrkanal fand. Da gab es Schwäne, sie hatte sie gleich entdeckt. 450 Euro bezahlt sie monatlich dafür, sie bezieht 550 Euro Rente.

Jeden Morgen um 5.30 Uhr bringt ihr ein Mann die Zeitungen, holt die übriggebliebenen vom Vortag ab und nimmt das Geld an sich, das Frau Hartmann verdient hat. Pro verkaufter Zeitung darf sie 20 Cent behalten, für die „Zeit“ kriegt sie 40, am Tag verdient sie zwischen null und vier Euro.

In Deutschland gibt es einen Unterschied zwischen stehenden und sitzenden Zeitungsverkäufern. Emma Hartmann war zu schwach, den ganzen Tag über zu stehen, also setzte sie sich, anfangs immer auf die Admiralbrücke, wo sie noch heute im Winter hockt, wenn das Prinzenbad zu ist. Jemand schwärzte sie an, 2012, weil sie keine Lizenz zum Sitzen hatte, keine Straßensondernutzungserlaubnis. Emma Hartmann verstand das nicht, ihre Freunde kapierten es auch nicht, aber machten sich für sie stark. Seitdem duldet die Stadt Berlin, dass Emma Hartmann ihre Zeitungen im Sitzen verkauft.

Ein heißer Tag im August. Frau Hartmann hat wieder Platz genommen vor dem Bad, ihr läuft der Schweiß, sie keucht und schimpft. „Horch, die Frauen mit Kopftuch in der Schlange, fünf Euro Eintritt, wie können die sich das leisten? Denne geht's gut bei uns.“ Frau Hartmanns Blick in die Welt ist die Schlange vor dem Prinzenbad, daraus zieht sie ihre Schlüsse. In der Schlange geht es den Menschen wirklich gut, Deutschen,

Türken, Russen, sie stehen schließlich fürs Schwimmbad an. Frau Hartmann war noch nie drin.

Die Mittagssonne brennt jetzt auf den Platz vor dem Bad, ein Freund fragt sie, ob sie nicht besser nach Hause gehen wolle, sich schonen. Frau Hartmann sagt, sie warte noch auf eine Frau, die ihr gestern gesagt habe, dass sie mittags käme, um einen Tagesspiegel zu kaufen. Die SPD-Frau, so nennt sie die. Den richtigen Namen hat sie vergessen, aber sie erinnert sich, dass sie früher in der Partei aktiv war.

Sie harrt im Schatten aus, irgendwann kommt die SPD-Frau, und Frau Hartmann bemerkt, dass sie keinen Tagesspiegel mehr hat. Zwischen den Wartenden vorm Bad springt sie hindurch zum Kiosk gegenüber und kauft einen, dazu einen Kaffee mit Extrabecher. Sie überreicht die Zeitung, berechnet keinen Cent mehr, als sie selbst bezahlt hat, schüttet die Hälfte des Kaffees in den Extrabecher und überreicht auch den. Die SPD-Frau nippt, es ist zu heiß für Kaffee. Dann macht sich Emma Hartmann auf den Heimweg. Sie zählt 13 Schwäne.

Sie könnte zu Hause bleiben, sie könnte betteln, da hätte sie vielleicht mehr davon. Aber Emma Hartmann hat ihr Leben lang gearbeitet, sie hört jetzt nicht damit auf, nur weil sie nichts verdient. „Wenn ich dahaam bleib, hab ich das Gefühl, die Wänd stürzen auf mich drauf.“ Sie hat es mal mit der Kirche versucht, aber „die Weibsleut hatten zerrissene Hosen an, und die Mannsleut haben Bier getrunken“. Der Pfarrer zuckte nur mit den Schultern, als sie ihm sagte, dass ihr das nicht passe. Sie ging dann einfach nicht mehr hin. Das Zeitungverkaufen dagegen ist nicht nur ein Job.

Ob der Vermieter mit seinem Schreiben Ernst macht und wann, das weiß Frau Hartmann nicht. Oder will es nicht sagen. Sie weiß nur, dass sie in Kreuzberg nichts Bezahlbare mehr finden wird, wenn der sie rausschmeißt. Neulich war sie in Weißensee, hat sich eine Wohnung angeschaut, ein Zimmer ohne Fenster.

Weißensee liegt zehn Kilometer entfernt vom Prinzenbad.

Die verschwundene Klausel

Seit vielen Jahren leben Ingo und Marianne Müller in der Karl-Marx-Allee, einst Prachtstraße der DDR. Im April erfahren sie: Ihre Wohnung soll verkauft werden. Der Immobilienmakler Peter Mayenknecht bietet seine Hilfe an. Gemeinsam machen sich Ost-Mieter und West-Makler auf die Suche nach einer Verfügung im Mietvertrag, die die Müllers und andere schützen könnte. Eine Geschichte vom Ausverkauf der Stadt, von den Wirren der Wendezeit und der Annäherung zweier Männer

Von Anja Reich, Berliner Zeitung, 02.10.2018

Sechs Tage nachdem die Stalin-Bauten in der Karl-Marx-Allee verkauft wurden, sitzt in einem Büro in der Warschauer Straße ein Mann am Telefon. Er heißt Peter Mayenknecht, ist 50 Jahre alt, arbeitet in der Grundstücksabteilung der Wohnungsbaugesellschaft Friedrichshain und hat einen schwierigen Auftrag: Er soll Mieter beruhigen.

Es ist der 27. Dezember 1993, die Weihnachtsfeiertage sind vorbei, die Mieter haben es aus der Zeitung erfahren, sie bombardieren Mayenknecht mit ihren Fragen, ihren Sorgen, ihrer Wut. Warum haben wir nichts gewusst? Warum wird unser Volkseigentum verkauft? Was wird jetzt aus uns? Steigen die Mieten? Müssen wir raus? Peter Mayenknecht kann sich vor allem an die Antwort auf die letzte Frage erinnern. Er versicherte den Anrufern: „Sie können, und da bin ich sicher, bis an ihr gesegnetes Ende hier wohnen bleiben.“

24 Jahre später liest der Mann vom Mietertelefon eine Reportage über ein Ehepaar aus der Karl-Marx-Allee. Marianne und Ingo Müller haben von ihrem Vermieter, der Immobilienfondsgesellschaft Predac, einen Brief bekommen, in dem steht, dass ihre Mietwohnung in eine Eigentumswohnung umgewandelt wird und „eine Kündigung wegen Eigenbedarfs für mindestens zehn Jahre nach Verkauf der Wohnungen ausgeschlossen ist“. Die Zehn-Jahres-Frist soll Müllers wohl beruhigen, löst aber das

Gegenteil aus, denn diese Frist gilt seit 1. Oktober 2013 ohnehin für ganz Berlin, und Müllers wollen auch in zehn Jahren nicht aus ihrem Haus ausziehen.

Marianne Müller lebt seit ihrer Geburt in der Karl-Marx-Allee, ihr Vater hatte die Wohnung bekommen, weil er nach dem Krieg Aufbauhelfer war. Seine Tochter ist hier aufgewachsen und zur Schule gegangen, sie möchte hier alt werden.

Peter Mayenknecht schreibt einen Leserbrief und weist darauf hin, dass bei dem Verkauf der Stalin-Bauten eine spezielle Regelung in den Kaufvertrag aufgenommen wurde, die Altmietern wie Müllers garantiert, hier bis an ihr Lebensende bleiben zu dürfen, egal, ob die Wohnung weiterverkauft wird oder nicht.

Es klingt wie ein Märchen: eine Wunderklausel, die alte Leute vor Vertreibung schützt. Mayenknechts Ton ist sachlich, unaufgeregt. Man merkt, der Mann kennt sich aus. Nur eins versteht er nicht: dass Müllers nichts von der Klausel wissen und offenbar auch die Predac nicht, sonst hätten sie die Mieter doch darauf hingewiesen.

Mayenknecht ist sich auf einmal nicht mehr sicher, ob diese Klausel damals für alle verkauften Blöcke galt oder nur für bestimmte. Ein Anruf, denkt er, dann ist die Sache erledigt, dann können Müllers aufatmen. Doch es reichen weder ein noch zwei Anrufe. Mayenknechts Hinweis löst eine monatelange Suche aus, die tief in die Geschichte der Berliner Wohnungspolitik führt, die zwei sehr ungleiche Männer zusammenbringt und die vor allem eins zeigt: Die Suche nach dem Mieterschutz aus den Neunzigern ist auch eine Suche nach Interessen in einer Stadt, deren Wohnungsmarkt sich in den letzten Jahren so verändert hat wie kaum ein anderer in Europa.

Die Suche führt zurück in das Jahr 1993: Die Mauer ist gefallen, die Stadt wiedervereinigt, der Umzug der Bundesregierung von Bonn nach Berlin beschlossen. Überall wird gebaut, abgerissen, neu geplant. Im Juni verabschiedet der Bundestag das sogenannte Altschuldenhilfegesetz. Danach sollen Wohnungsbaugesellschaften, die Altschulden haben, 15 Prozent ihres Bestandes verkaufen, vorzugsweise an die Mieter selbst. Die Wohnungsbaugesellschaft Friedrichshain (WBF), deren Altschulden 460 Millionen D-Mark betragen, verwirft die Idee des Mieterkaufs schnell. So kurz nach der Währungsunion kann sich keiner der ehemaligen DDR-Bürger eine Eigentumswohnung leisten, geschweige denn die denkmalgerechte Sanierung.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Karl-Marx-Allee, Ost-Berlins Prachtboulevard, wird der DepFa versprochen, einer großen Investitionsbank aus Wiesbaden. Der Senat stimmt dem Deal zu, besteht aber darauf, einen weitgehenden Mieterschutz in den Vertrag aufzunehmen: Wenn die Wohnungen schon nicht an die Mieter gehen, sollen sie wenigstens ein lebenslanges Wohnrecht haben.

Das Geschäft geht so schnell über den Tisch, dass kaum jemand davon etwas mitbekommt. Am 8. Dezember 1993 versichert der Friedrichshainer Bürgermeister Helios Mendiburu, der auch im Aufsichtsrat der WBF sitzt, in der Bezirksverordnetenversammlung, der Verkauf finde in diesem Jahr nicht mehr statt. Wenige Tage später, am 21. Dezember, wird der Vertrag unterschrieben. Die Empörung ist groß. Die taz schreibt vom „vorweihnachtlichen Monopoly“, die Berliner Zeitung vom „in aller Heimlichkeit eingefädelten Ausverkauf des kommunalen Wohnungsbestands“. Die Opposition im Bezirk fordert Mendiburus Rücktritt. Die Bewohner sind außer sich. Die Wohnungsbaugesellschaft richtet in aller Eile ein Mietertelefon ein. Peter Mayenknecht gelingt es nur schwer, die aufgebrachtsten Leute zu beruhigen. „Totale Empörung“, sagt er, „ein wirklicher Aufruhr. Wir haben gedacht, die zünden uns gleich die Bude an.“

Es ist ein Sommertag Anfang Juli 2017. Mayenknecht sitzt im Wohnzimmer des Ehepaares Müller, Karl-Marx-Allee 138, 3. Stock. Ingo Müller, 63, groß und schwer, trägt ein ärmelloses Hemd mit Surf-Motiv, dazu kurze Hosen. Mayenknecht, 74, klein, drahtig, schlohweißes Haar, kommt in Cordhose und Polohemd. Zwei Männer, die gegensätzlicher kaum sein könnten. Müller ist Hartz-IV-Empfänger, Mayenknecht Chef der DGfI, einer Dienstleistungsgesellschaft für Immobilien, ein Makler. Er hat in den vergangenen 20 Jahren 700 Wohnungen verkauft, auch Wohnungen wie die der Müllers. Auf dem Tisch steht ein Aschenbecher. Müller raucht, seine Frau serviert Kaffee.

„Nehmen Sie Zucker, Herr Mayenknecht?“

„Nein, danke.“

„Sahne?“

„Ja, bitte.“

Die Stimmung ist angespannt. Müllers wissen nicht, was sie von dem Mann halten sollen, der behauptet, es gebe eine Klausel, die ihr Problem löst. Nach Müllers Weltbild gehört jemand wie Mayenknecht auch fast 28 Jahre nach dem Mauerfall zum Westen, zu den Leuten also, von denen nichts Gutes zu erwarten ist. Als Mayenknecht erzählt, wie er nach Ost-Berlin kam, im Auftrag des Bauministeriums, sagt Müller: „Als Schnüffler also.“ Als Mayenknecht ein Formular zeigt, eine Ergänzung zum Mietvertrag, wie er sie damals hätte bekommen müssen, brummt Müller: „Woher haben Sie das jetzt?“

„Das habe ich damals aufgesetzt, für ein anderes Haus“, antwortet Mayenknecht.

„Gibt es das auch für unseren Block?“, fragt Müller.

„Davon gehe ich aus“, sagt Mayenknecht.

„Warum hat das dann keiner?“

„Das weiß ich nicht.“

„Meine Frau hat alle Schreiben, aber dieses hier nicht.“

„Aber irgendeiner aus Ihrem Haus hat es bestimmt.“

So geht es hin und her, Mayenknecht will Müller beruhigen, aber der regt sich immer mehr auf, vor allem über den Eigentümer, die Predac, diese „Pappnasen“, die ihnen nichts von der Klausel gesagt haben. Mayenknecht sagt, der Eigentümer wisse womöglich selbst nichts von der Klausel. Der Vorwurf gehe an den Falschen. „Die Predac kann ja auch nichts dafür, dass Sie so ein Wirtschaftssystem hatten.“

„Und was kann ich dafür, dass meine Eltern als Flüchtlinge nicht weit genug gelaufen sind“, ruft Müller.

Es geht immer noch um die Mieterschutzklausel, um die Karl-Marx-Allee, aber wie so oft bei diesen Gesprächen geht es auch um mehr. Die Klausel ist ein Symbol. Sie steht für die Neunziger, eine Zeit, in der in Ost-Berlin vieles endete und vieles neu begann. Es gab Erschütterungen damals, und jede Erschütterung wurde bald von einer neuen Erschütterung überlagert.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das könnte eine Erklärung dafür sein, dass außer Mayenknecht niemand mehr zu wissen scheint, was damals beim Verkauf versprochen wurde. Die Mieter in Müllers Haus erinnern sich an die Sanierung ein paar Jahre später, an den Krach und die Angst, die Mieten nicht mehr bezahlen zu können. Der Mieterschutzbund will mal in alten Ordnern nachsehen, meldet sich dann aber nicht wieder. Ein Anruf bei dem Stadtsoziologen Andrej Holm bringt auch keine neuen Erkenntnisse. Mit der Karl-Marx-Allee kenne er sich nicht aus, sagt er. Stadtentwicklungssenatorin Katrin Lompscher von den Linken weiß ebenfalls nichts von einer Klausel. Bei Recherchen zu dem ersten Artikel über die Müllers sagte sie lediglich, die Situation der Mieter sei bedauerlich, man könne aber nichts daran ändern. Von erweitertem Mieterschutz kein Wort.

Seltsam ist allerdings, dass sich die Senatorin offensichtlich schon einmal sehr intensiv mit diesem Thema beschäftigt hat. Davon zumindest zeugt eine Kleine Anfrage von ihr aus dem Jahr 2014. Die Abgeordnete Lompscher erkundigt sich darin bei der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung nach eben jenen Mieterschutzregeln in den Stalin-Bauten, es geht um einen Block in der Frankfurter Allee. Der Senat bestätigt in seiner Antwort den dauerhaften Mieterschutz. Aber warum weiß Frau Lompscher nichts mehr davon?

Die Senatorin ist nicht zu erreichen, ihre Sprecherin teilt mit, die Senatsverwaltung habe weder Informationen „über die entsprechenden Kaufverträge, noch über weiterreichende Informationen zu diesem Sachverhalt“ und verweist an die landeseigene Wohnungsbaugesellschaft Mitte. Die WBM-Unternehmenskommunikation-Chefin Steffi Pianka sagt am Telefon: Ja, da habe es eine Klausel gegeben. Aber dauerhafter Mieterschutz? Das könne sie sich nicht vorstellen. Ihr sei eher so wie zehn Jahre. Um es genau zu erfahren, empfiehlt sie, ihre Mitarbeiterin Frau Höhn anzurufen. Frau Höhn kenne sich mit Verträgen aus.

Es ist einer dieser Momente, wo man denkt, noch ein Anruf, dann hat man die Antwort, dann ist die Suche beendet. Doch Frau Höhn ist tagelang nicht zu erreichen, und als sie endlich am Apparat ist, vertröstet sie einen auf kommenden Dienstag. Am Dienstag geht sie nicht ans Telefon, auch nicht am Mittwoch. Am Donnerstag sagt sie, so alte Verträge seien „ausgelagert“. Das werde dauern. Weitere Tage vergehen, man

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

stellt sich vor, wie Frau Höhn jetzt in einem Außenlager an der Stadtgrenze alte Ordner durchwühlt und nach dem Kaufvertrag sucht. Umso überraschender ist das nächste Telefonat: Sie dürfe keine Auskunft geben, die Senatsverwaltung sei zuständig.

Wieder ein Anruf beim Senat. Die Sprecherin ist irritiert, dass die WBM nichts sagen will, versichert nun aber, schriftliche Fragen von den „verantwortlichen Fachabteilungen“ beantworten zu lassen. Auf zehn Fragen folgen zehn Antworten, die sich in einem Satz zusammenfassen lassen: In Paragraf 17 des Kaufvertrages mit der DepFa gibt es eine Regelung zum Mieterschutz. Um welche Regelung es sich handelt, erfährt man nicht. „Wir sind leider grundsätzlich nicht berechtigt, die vertraulichen Inhalte aus Grundstücksverträgen weiterzuleiten“, teilt die Senatssprecherin mit.

Und Frau Lompscher, die doch selbst einmal eine Anfrage zu dem Thema gestellt hat, kann die nichts dazu sagen?

„Frau Lompscher ist ab morgen im Urlaub.“

Müller kocht, Mayenknecht versteht die Welt nicht mehr. Der eine fühlt sich in seinem Frust über die Politiker bestätigt, der andere in seiner Berufsehre gekränkt. Aber die Sache hat auch was Gutes: Die Männer kommen sich näher. Sie stehen jetzt auf einer Seite, sie haben ein Ziel. Sie wollen die Klausel finden.

„Tach, Herr Mayenknecht“, begrüßt Ingo Müller den Gast bei seinem nächsten Besuch, im Surfhemd und kurzen Hosen, wie immer. Mayenknecht legt seine Beweise auf den Tisch. Es sind vier: die Kleine Anfrage der Abgeordneten Lompscher, ein alter Zeitungsausschnitt, ein Auszug aus einem Buch der Stadtforscherin Renate Borst sowie eine Mietvertragsänderung aus einem anderen Haus in der Karl-Marx-Allee. Überall wird Mayenknechts Klausel zitiert. In dem Buch steht sogar, dass die Karl-Marx-Allee damals die einzige Straße war, wo die Senatsvorgaben „vollständig erfüllt“ wurden.

„Der Knaller“, sagt Müller und steckt sich eine neue Zigarette an. Mayenknecht nickt, er ist noch nicht fertig. Ein befreundeter Notar ist bei Recherchen noch auf ein anderes Dokument gestoßen, einen Grundbuchauszug aus dem Jahr 2004. Darin heißt es, der Schutz vor Eigenbedarfskündigungen gelte für zehn Jahre. Für Mayenknecht ist das der eigentliche Knaller. Es bedeutet, die ursprüngliche Klausel wurde ein Jahrzehnt später verändert, herabgesetzt. Zehn Jahre statt lebenslang! Ist das der Grund, warum

die Predac gegenüber Müller von einer Zehn-Jahres-Frist sprach und Frau Lompscher nichts sagt? Gibt es ein Geheimnis, das nichts ans Licht kommen soll? Oder handelt es sich um ein Versehen, geschuldet einer chaotischen Wohnungspolitik in chaotischen Zeiten?

Die Wohnungsbaugesellschaft Friedrichshain gibt es nicht mehr, sie ist Ende der Neunziger von der Wohnungsbaugesellschaft Mitte übernommen worden, ein paar Jahre später stand die WBM selbst vor der Insolvenz und musste, um sich selbst zu retten, noch mehr landeseigene Wohnungen verkaufen. 34.000 waren es insgesamt von 1990 bis 2008, eine ganze Stadt. Einige der neuen Eigentümer ließen ihre frisch erstandenen Wohnungen erst leerstehen und später abreißen, wie in der Wilhelmstraße, wo gerade Berlins teuerste Eigentumswohnung entsteht: 31.800 Euro pro Quadratmeter.

Niemand dokumentierte und überwachte die Verkäufe, es waren zu viele. Die Karl-Marx-Allee spielte immer nur dann eine Rolle in der Öffentlichkeit, wenn Kacheln von der Fassade fielen, eine neue Galerie aufmachte, das Café Moskau an den Kunstsammler Nicolas Berggruen verkauft oder die Frage diskutiert wurde, ob die Straße Weltkulturerbe werden soll. Was hinter den denkmalgeschützten Fassaden passierte, ist heute schwer nachzuvollziehen.

Die DepFa, die schon bald nach dem Kauf Blöcke weiterverkaufte, wurde 2001 aufgespalten, in die Aareal Bank und die DepFa Bank. Letztere wurde 2007 mit der Hypo Real Estate Bank zusammengelegt, die einige Jahre später der Finanzkrise zum Opfer fiel, vorher aber noch staatliche Zuschüsse in Milliardenhöhe einstrich. Gerade stehen in München die beiden Chefs der Bank vor Gericht. Für den Block F-Süd, Müllers Haus, taucht die Aareal als Nachfolgegesellschaft auf, aber auch JP Residential, eine Luxemburger Firma. Die Predac teilt mit, die BGB-Gesellschaft Friedrichshain sei seit 1995 Eigentümerin der Immobilie, daran habe sich bis heute nichts geändert, lediglich die handelnden Gesellschaften „haben umfirmiert“. Die Predac gibt nur schriftliche Auskünfte, mündlich nachfragen kann man nicht.

Es ist in der Tat wie ein Monopoly-Spiel, bei dem Großinvestoren mit Hilfe der Stadt eine der begehrtesten Straßen Berlins unter sich aufgeteilt und offenbar versucht haben, eine mieterfreundliche Klausel durch eine andere weniger mieterfreundliche zu ersetzen. Aber jetzt sind zwei neue Mitspieler dazugekommen: der Mieter Ingo Müller

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

und der Immobilienverkäufer Peter Mayenknecht. Zwei Männer, die das Spiel aufmischen. Und auch eine Frau macht mit, nun doch: Katrin Lompscher, die Senatorin, gerade aus dem Urlaub zurückgekehrt, empfängt in ihrem Büro in Wilmersdorf und sagt, ohne große Umschweife, ja, es stimme. Es gebe den Mieterschutz.

Warum hat sie das nicht gleich gesagt? Sie hat doch selbst einmal danach gefragt?

„Das war mir nicht mehr bewusst“, sagt Lompscher, und dann sagt sie noch, die Mieter müssten im Besitz einer Mietvertragsergänzung sein, sonst bleibe ihnen nur der Weg vors Gericht.

Kann sie als Senatorin die Mieter nicht unterstützen?

Das sei Sache der WBM, sagt sie. Die sei als frühere Vertragspartnerin in der Pflicht. Die Klausel liegt vor ihr auf dem Tisch, sie gibt sie nicht aus der Hand. Es ist eine etwas enttäuschende Auskunft einer Senatorin, deren Partei mit Mieterschutz Wahlwerbung gemacht hat. Immerhin weist Lompscher noch darauf hin, dass Herr Müller als Mieter, dem ein Kaufangebot vorliege, ja das Recht habe, beim Grundbuchamt Einsicht in die Verträge zu nehmen.

Das war auch Mayenknechts Idee: die Klausel im Grundbuch abfotografieren. Als Beweis. An einem Septembermorgen trifft er sich mit Ingo Müller am Amtsgericht Tempelhof-Kreuzberg. Müller hat sich schick gemacht: rotes Hemd, rote Schuhe, lange Hosen, unter dem Arm eine Mappe mit seinen Unterlagen. Frau Müller ist nicht mitgekommen. Sie hält das nicht aus, sagt Müller. Die Nerven! Mayenknecht geht vor, durch die Sicherheitsschranke, über kahle Flure, an der Insolvenzabteilung vorbei, dann stehen sie in einem schmucklosen Büro mit zwei Schreibtischen, dem Grundbuchamt. Müller holt seine Unterlagen raus, Mayenknecht erzählt einer gelangweilten Beamtin von dem Vertrag und der Klausel. Die Beamtin tippt auf ihrer Tastatur. Wieder denkt man, jetzt ist es soweit, jetzt sagt die Frau gleich: Da steht es.

Minuten vergehen. Die Frau tippt, schüttelt den Kopf, tippt weiter. Mayenknecht gibt ihr Stichworte: DepFa, Erbbaurechtsvertrag, Block F-Süd. Müller steht ganz still daneben. Die Frau schüttelt wieder den Kopf, diesmal entschiedener. Sie findet nichts, keinen Vertrag, keine Klausel. Als Eigentümer sind in ihrem Verzeichnis nur drei Parteien vermerkt: die Aareal, die Wohnungsbaugesellschaft Friedrichshain und – das

Volk. Die Berliner Nachkriegsgeschichte in einem Grundbuchauszug. Müller grinst. Die Frau klickt die Seite weg. Und schickt die Männer zum Vermessungsamt.

Es ist nicht so richtig klar, was sie da sollen, aber sie versuchen es, stehen wieder in einem Amtszimmer, erzählen wieder ihre Geschichte. Umsonst. Sie fahren nach Hause, die Suche geht weiter. Ingo Müller macht die Mieterschaft mobil. Peter Mayenknecht sucht im Keller nach alten Unterlagen, ruft ehemalige Kollegen an, fragt, ob sie sich erinnern, wie das damals war, ob sie vielleicht noch Dokumente haben.

Die Reaktionen sind so unterschiedlich, dass man denken könnte, Mayenknechts Kollegen hätten nie für dieselbe Firma gearbeitet. Ein Mann, der die Verträge damals mit aufgesetzt hat, ruft durchs Telefon: „Dauerhafter Mieterschutz? Unsinn, so etwas gab es nicht.“ Eine Frau findet in einer Mieterzeitschrift aus dem Jahr 1994 ein Interview mit dem technischen Geschäftsführer der WBF, Peter Norden. Auf die Frage, wo der Mieterschutz bleibe, der den Mietern versprochen wurde, sagt Norden: „Er steht im Kaufvertrag mit der DepFa.“ Dann nennt Norden alle wichtigen Punkte, die damals beschlossen wurden. Der erste lautet: „Dauerhaft keine Umwandlung in Eigentumswohnungen oder dauerhafter Verzicht auf Eigenbedarfskündigung“.

Aber auch Müller macht Fortschritte. Sein Nachbar, Herr Wunderlich, ist aus einem langen Schwedenurlaub zurückgekehrt und hat in seinen Mieterunterlagen eine ganze Mappe aus den Neunzigern gefunden. Darin befinden sich nicht nur eine „Mietvertragsänderung“ mit der Klausel, sondern auch ein Protestschreiben der Bewohner, eine Unterschriftensammlung, eine Einladung zur Mieterversammlung in der Kongresshalle am Alexanderplatz sowie ein Bericht über die Anrufe beim Mietertelefon.

Wunderlichs Mappe ist wie ein Blick in eine andere Zeit. Man spürt die Angst der Leute, ihr Misstrauen gegenüber allem Neuen. Sie wollen lieber an ihren alten DDR-Verträgen festhalten als eine bundesdeutsche „Mietvertragsänderung“ annehmen, die ihnen lebenslanges Wohnrecht garantiert. Da hilft es auch nicht, dass die WBF versichert, „Änderung“ sei nur „ein Oberbegriff für „Ergänzung, Anhang, Zusatz“ und im Mietrecht üblich.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vielleicht ist das die Antwort darauf, warum Müllers und so viele andere die Klausel nicht finden können. Sie haben sie nicht angenommen, aus Angst vor Neuem. Es klingt verrückt aus heutiger Sicht, fahrlässig fast. Zum Glück gibt es in Wunderlichs Mappe noch einen anderen Vermerk: „Im Übrigen“, steht da, „legen wir Wert auf die Feststellung, daß auch in den Fällen, in denen Mieter diese Mietvertragsänderung nicht unterschreiben wollen, die WBF an die Bestimmungen zum Mieterschutz gebunden ist.“ Unterzeichnet ist das Schreiben von zwei Mitarbeitern der Wohnungsbaugesellschaft. Einer von ihnen heißt Peter Mayenknecht.

„Is ja ’n Ding“, sagt Müller.

„Hab ich nicht mehr gewusst“, sagt Mayenknecht.

Sie telefonieren jetzt mehrfach in der Woche und halten sich auf dem Laufenden. Müller schreibt einen Brief an die WBM, wie es die Senatorin empfohlen hat. Mayenknecht beschäftigt sich mit Grundbuchblattnummern, in der Hoffnung, doch noch an die richtigen Seiten im Kaufvertrag zu kommen.

An einem Tag Ende September ist es soweit. Wieder steht er im Grundbuchamt, wieder muss er durch die Schranke, wieder steht er vor derselben schlecht gelaunten Frau. Aber diesmal zieht sie aus einem Stapel einen Ordner heraus. „Grundakten zum Grundbuch von Friedrichshain“ steht darauf, „dauernd aufzubewahren“. Rote Post-its gucken oben heraus.

Mayenknecht setzt sich an einen Tisch am Fenster, schlägt die Seiten mit den Post-its auf, es dauert nicht lange, bis er findet, wonach er so lange gesucht hat: Auf Seite 22 und 23 steht sie, die Klausel. Genauso, wie er sie in Erinnerung hat. Mayenknecht liest, blättert vor, dann wieder zurück, als könne er es noch nicht glauben. Die Beamtin beobachtet ihn scharf. Sie ruft: „Nur die markierten Seiten!“

Mayenknecht legt den Ordner zurück. Draußen ruft er Ingo Müller an. Sie haben es geschafft. Müllers haben die Klausel! Sie können in ihrer Wohnung bleiben!

Das hat inzwischen auch die WBM bestätigt. Der Justiziar der Wohnungsbaugesellschaft teilte Müllers in einem Brief mit, dass „der dauerhafte Verzicht auf Eigenbedarfskündigungen auch für den neuen Eigentümer gilt und nicht auf 10 Jahre befristet ist“. Dahinter steht ein Ausrufezeichen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Beschwingt von den neuen Aussichten, beschließt Ingo Müller, seiner Frau eine weitere Freude zu bereiten und die Wohnung auf Vordermann zu bringen. Wenn man ihn anruft, steht er gerade auf der Leiter, ist im Baumarkt oder rutscht auf Knien über den Fußboden, um Laminat zu verlegen. Für Ingo Müller ist die Suche beendet. Für Peter Mayenknecht nicht. Er hat zwar gefunden, wonach er gesucht hat, aber dabei sind neue Fragen aufgetaucht: Wieso wurde 2004 für Müllers Haus eine neue Mieterschutzregel von zehn Jahren beschlossen? Wer hat das gemacht? Und mit welcher Absicht? Die Suche nach der Klausel ist für ihn auch die Suche nach einer Zeit, von der er dachte, alles gewusst zu haben.

„Warum machen Sie das eigentlich alles für uns?“, hat Müller ihn einmal gefragt.

„Es ist nicht nur Ihre Allee, sondern auch meine“, hat Mayenknecht geantwortet.

Es war an einem Sommerabend. Die Männer haben vor Müllers Haus im Biergarten auf der Karl-Marx-Allee gesessen und einmal nicht über Mieterschutz geredet, sondern übers Leben, übers Alter, über ihre Gesundheit. Müller geht es nicht so gut. Schmerzen im Rücken, Bluthochdruck, Kurzatmigkeit. An jenem Abend musste er Mayenknecht ein Versprechen geben: Wenn sie die Klausel gefunden haben, hört Müller mit dem Rauchen auf, damit er auch was hat von seinem lebenslangen Wohnrecht. Das ist seine nächste Herausforderung.

Ausgesetzt

Seit drei Jahren, immer im Spätsommer, setzt eine Frau im Nordosten Berlins Neugeborene aus. Emma, Lilo und Hanna. Der Fall stellt die Ermittler vor ein Rätsel. Und bald ist wieder Spätsommer.

Von Alexander Dinger und Martin Nejezchleba, Berliner Morgenpost, 29. Juli 2018

Heike Krieger ist eine Frau wie eine Naturgewalt. Sie lacht wie ein Gewitter, berlinert wie eine Sturzflut. Aber an jenem Sonnabendmorgen vor zwei Jahren, als sie die schmale Holzterasse in ihrem Einfamilienhaus herunter ging und das Baby auf ihrem Fußabstreifer sah, da wusste Heike Krieger einmal nicht, was sie sagen sollte. Auch nicht, was sie machen sollte.

In der Nacht war die Temperatur auf 13 Grad gesunken. Kriegers Sohn, damals 19 Jahre alt, war gegen 5.30 Uhr nach Hause gekommen. Da war der Fußabstreifer noch leer.

Weniger als eine Stunde später stand Kriegers Lebensgefährtin auf. Sie nennt ihn ihr Männle. Er ist an die zwei Meter groß und Schichtarbeiter. Sein Rhythmus spielte mal wieder verrückt und so war es gegen 6.30 Uhr, als er an seinen neuen SUV dachte, der vorne in der Einfahrt stand. War er auch richtig abgeschlossen? Schließlich stand das Tor immer offen. Wenn uns jemand etwas klauen will, so dachte das Paar, dann wird ihn der grüne Metallzaun nicht abhalten. Dass ihnen jemand etwas bringen würde, damit haben sie nicht gerechnet.

Der Mann fand das Baby auf dem Betontreppchen vor der Haustür, weckte Heike Krieger, sie folgte ihm herunter zum Eingang, wählte die 110. „Ich wollte es nicht anfassen“, sagt Krieger heute. Sie holte eine Decke, wickelte es ein, sah, dass das Blut auf dem Köpfchen noch feucht war. Erst legte Krieger es auf ihre orangefarbene

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Ledercouch, dann nahm sie es auf den Arm. Es machte ein winziges „mm,mmm.“
Krieger sah es an, sagte: „Zu essen hab ick nüsch.“ Die Kinderärzte im Helios
Klinikum Berlin-Buch gaben dem Mädchen einen Namen.

Lilo, geboren am 6. August 2016, 3260 Gramm, 49 Zentimeter.

Was zu diesem Zeitpunkt keiner im Krankenhaus wissen konnte: Es gab eine
Verbindung zu einem anderen Findelkind. Das wurde von einem Klinikmitarbeiter
knapp ein Jahr zuvor in einem Bushäuschen vor der Helios-Klinik in Buch gefunden.

Emma, geboren am 2. September 2015, 2365 Gramm, 48,5 Zentimeter.

Und zu einem weiteren Baby, das ein Jahr später in Schwanebeck ausgesetzt
werden wird, ein Dorf, wenige Hundert Meter von der Klinik entfernt, gleich hinter der
Stadtgrenze in Brandenburg.

Hanna, geboren am 27. August 2017. 3050 Gramm, 49,5 Zentimeter.

Emma, Lilo und Hanna. Der erste Säugling hatte einen blau-weiß gestreiften
Strampler an und war auf ein Kissen gebettet. Das zweite Baby lag in einem
blutverschmierten kleinen Handtuch vor einer Türschwelle. Das dritte in einem
blutverschmierten kleinen Handtuch in einer Kieseinfahrt. Emma war warm, Lilo
unterkühlt, Hanna stark unterkühlt.

Jeden Sommer ein Baby. Die Ermittler erkennen darin ein Muster. Bald könnte es
wieder so weit sein.

Rainer Schwarz sagt: „Ich nehme eine zunehmende Verwahrlosung bei den
abgelegten Babys wahr“. Schwarz ist 40 Jahre alt, Oberkommissar beim
Landeskriminalamt Berlin, Dezernat 12, zuständig für Misshandlung und
Vernachlässigung von Schutzbefohlenen. „Wir wollen verhindern, dass wir das nächste
Baby tot auffinden.“ Aber die Spuren sind rar. Es ist einer der rätselhaftesten
Kriminalfälle Berlins. Und einer der aufsehenerregendsten.

Mitte Mai lädt die Polizei zum Gespräch ins Polizeipräsidium, Platz der
Luftbrücke, erster Stock. An die 50 Journalisten, Kameramänner, Tontechniker, sie alle
haben sich in den Medienraum gezwängt. Der ist kaum größer als ein Klassenzimmer,
die Luft stickig. In den letzten Wochen haben die Presseanfragen die Postfächer der

Beamten verstopft. Nur, es gab nichts Neues zu verkünden. Und so erzählt Schwarz noch einmal, was er schon so oft erzählt hat. Er spricht von der entscheidenden Wendung, die so unwahrscheinlich klang. Der Verdacht stand schon länger im Raum. Aber so etwas hat es noch nicht gegeben in Deutschland. Die drei Mädchen sind Schwestern. Das hat die DNA-Analyse ergeben. Sie haben die gleiche Mutter und vermutlich denselben Vater. Warum setzt eine Mutter jedes Jahr, kurz nach der Entbindung, ihr neugeborenes Mädchen aus? Zwingt sie jemand dazu? Wer ist diese Frau?

Ermittlergruppen in Berlin und Brandenburg sind mit diesen Fragen beschäftigt. Seit drei Jahren wird an dem Fall gearbeitet. Dabei schien man der Antwort schon am Anfang so nahe. Eine Überwachungskamera hat die erste Aussetzung gefilmt. Die Polizei will das Video nicht veröffentlichen, es ist auch kaum etwas zu erkennen, die Bilder zu dunkel, zu körnig. Die Bushaltestelle ist winzig klein am oberen Rand der dreiminütigen Aufnahme zu sehen. So beschreibt es eine Beamtin, die sich das Video wieder und wieder angesehen hat.

2. September 2015. Vor knapp 45 Minuten ist die Sonne über Berlin-Buch untergegangen. Ein Schatten mit einem Bündel in der Hand läuft über einen Parkplatz, dann über den Lindberger Weg, die Straße direkt vor dem Nebeneingang der Helios-Klinik. Es ist eine Frau, darin stimmen Zeugenaussagen und die Analyse der Aufnahme überein, sie ist zwischen 17 und 25 Jahren alt, schlank, trägt schulterlange, dunkle Haare, dunkle Hosen, eine dunkle, hüftlange Jacke. An der Haltestelle bleibt sie stehen, blickt auf den Fahrplan. Bald soll ein Bus kommen. Unter dem Plexiglasdach blickt sie auf das Baby und wiegt es eine Weile auf dem Arm. Dann legt sie es auf den Boden, geht, dreht sich noch einmal um, dann rennt sie. Es ist 21.47 Uhr.

Wenige Minuten später läuft ein Klinikangestellter auf dem Weg in den Feierabend an der Bushaltestelle vorbei, findet das Baby und trägt es in die Klinik. In den ersten Ausscheidungen von Emma, im sogenannten Kindspech, findet sich ein weiterer Anhaltspunkt. Rückstände eines Medikaments namens Metoprolol. Das sind rezeptpflichtige Betablocker und helfen gegen vieles, etwa gegen Bluthochdruck - oder Angstzustände.

Lange werden nicht viel mehr Spuren hinzukommen. Es gibt kaum Hinweise aus der Bevölkerung - und alle führen ins Leere. Keiner kennt eine junge Frau, die schwanger war und jetzt kein Kind hat. Ärzte, die das Medikament verschrieben haben könnten, verweisen auf die Schweigepflicht.

Die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind. Kaum ein Gefühl ist ursprünglicher, bedingungsloser, archaischer. Dass eine Mutter dieses emotionale Band zum Neugeborenen zerreißt, es schutzlos dem Zufall einer Sommernacht überlässt, das klingt ungeheuerlich. Die Frau befindet sich in einer erheblichen Notsituation, zu diesem Schluss kommen Psychologen, Kriminologen und Ermittler. Sie alle suchen nach einer Erklärung. Auch Heike Krieger, die Finderin des zweiten Mädchens, hat das getan.

Lilo, das Baby, das Krieger nicht berühren wollte, es war nur wenige Minuten bei ihr, hat einmal gewimmert, und hat doch ihr Leben aufgewühlt. Die Spr Hunde, das DRK, die Spurensicherung, Kriminalpolizei, LKA, sie fegten durch den ruhigen Sonnabend in der Einfamilienhaussiedlung in Blankenburg, dort, wo die Luft schon nach Brandenburg riecht, die Autobahn etwas lauter rauscht als die Linden, wo das Kopfsteinpflaster Wellen schlägt.

Vielleicht war sie von dem Fund derart berührt, weil sie womöglich ein totes Baby vor der Haustür gefunden hätte, wenn dieser Sonnabend so wie jeder andere begonnen hätte: Frühestens um zehn Uhr aufstehen, runter in die Küche, Kaffee, raus auf die Terrasse. An der Eingangstür kommen sie manchmal erst nachmittags vorbei. Und neugeborene kühlen sehr schnell aus, dann besteht Lebensgefahr.

Bis in den späten Nachmittag wurden sie befragt, sie mussten mit den Beamten die Straße entlang laufen, auf der Suche nach was auch immer. Kriegers Sohn zog sich die Kapuze über den Kopf. „So peinlich, eh.“ Langsam schlich sich ein Verdacht in die Familie von Heike Krieger ein.

Das LKA und ihr Männle, so erzählt es Krieger, sie haben sie verrückt gemacht. Hat ihr Sohn etwas damit zu tun? Man wisse ja nie. Seit einem Jahr hatte der Junge keine feste Freundin. Wenn der nur mal was mit einer hatte, nicht verhütet hat, wete ja alles nicht, man glaubt ja dann alles. Im Wäschekorb fand Heike Krieger keine blutigen Sachen. Der Sohn habe so schnell wie möglich einen DNA-Test gewollt.

Ein paar Tage später wurden sie ins LKA beordert, irgendwo tief im Westen. so sagt es Heike Krieger. Erst musste ihr Lebensgefährte rein, wurde drei Stunden lang befragt. „Sichste“, habe der Sohn gesagt. Ich habe nichts damit zu tun, meinte er wohl. Von dem DNA-Test und all dem Verdacht gegen den Sohn haben sie seitdem nichts mehr gehört.

Auch Lilo hat ein Indiz in diese Geschichte gebracht: einen Grashalm. Er klemmte in der Halsfalte des Babys. Wurde Lilo im Waldstück an der Autobahn, ein paar Meter von Heike Kriegers Haus entbunden? Die 49-Jährige ist Erzieherin an einer Grundschule. Vielleicht eine ehemalige Praktikantin? Eine Schülerin? Wollte die Mutter, dass Lilo zu Heike Krieger kommt?

Bei Hanna jedenfalls wollte sie das nicht. Wer sich nach Sonnenuntergang jener Siedlung nähert, in der das dritte Mädchen abgelegt wurde, der fährt zunächst durch ein dunkles Meer von Weizenfeldern, dann sieht er die Außenposten des Wohngebiets leuchten, Parkplatzlaternen und Leuchtreklamen. Netto, Rewe, dm. Wer dann nach rechts in die Siedlung einbiegt, der wird die ersten zwei Häuser dunkel vorfinden. Die Zahnarztpraxis rechts und die Tierarztpraxis links, sie waren am 27. August 2017, in jener Sonntagnacht, als Hanna ausgesetzt wurde, bereits verlassen. Dahinter ein weißes Einfamilienhaus, das geschwungene Holztor offen, im Haus brannte Licht.

Es war 21.50 Uhr, als eine Bewohnerin des Hauses noch einmal mit dem Telefon am Ohr die Steinstufen herunter ging, auf das Kies in der Einfahrt trat, das Neugeborene fand. Auch Hanna wurde ins Klinikum in Buch gefahren, auch hier war die Nabelschnur nicht fachgerecht durchtrennt. Alle drei Geburten fanden ohne Ärzte, ohne Hebammen statt. Bald nach dem dritten Fund stand fest, dass die drei Mädchen Schwestern sind.

Und eine weitere Parallele war jetzt deutlich zu erkennen: die Babys wurden so abgelegt, dass sie gefunden werden. Erst die Bushaltestelle vor der Klinik, dann zwei Einfamilienhäuser, jedes Mal gab es Anzeichen, dass die Bewohner wach sind. Die Frau will, so wirkt es, dass ihre Babys leben. Aber von Jahr zu Jahr, von Mädchen zu Mädchen, wurden sie liebloser abgelegt, stärker unterkühlt aufgefunden, entrannen die Neugeborenen knapper ihrem Tod.

Rechtlich ist das Aussetzen eines Säuglings eine Straftat. Paragraf 221, Strafgesetzbuch: Wer in Kauf nimmt, dass sein Säugling stirbt oder schwer verletzt wird, dem drohen Freiheitsstrafen von sechs Monaten bis zu zehn Jahren. In Brandenburg ermittelt, im Gegensatz zu Berlin, die Mordkommission. Denn Hanna war derart unterkühlt, ihr Fund so zufällig, sie hätte auch sterben können. Der Fall habe oberste Priorität, sagt Kriminalhauptkommissar Stefan Möhwald.

Je näher der August rückt, desto größer die Anspannung bei den Ermittlern. Auch in Brandenburg rechnen sie damit, dass in den kommenden Wochen wieder ein Baby ausgesetzt wird. Auch sie hadern damit, noch einmal an die Öffentlichkeit zu gehen. Vielleicht bemerkt diesmal ein Nachbar eine schwangere Frau, die irgendwann weder Babybauch noch Kind hat. Vielleicht hört die Mutter die Appelle der Polizei: „Bitte geben Sie das Kind in einer Babyklappe ab“, sagt Möhwald. Aber es gibt keine neuen Spuren, was soll die Polizei der Öffentlichkeit sagen? Und: Man will die Frau nicht in Bedrängnis bringen, sie könnte sich verfolgt fühlen, unüberlegt handeln.

Entsprechend vorsichtig ist Stefan Möhwald, wenn es bei einem Gespräch Mitte Juli darum geht, den Ermittlungsstand zu beurteilen. Was wissen wir über die Mutter der drei Babys, Herr Kriminalhauptkommissar?

Die Polizei geht davon aus, dass die Frau in der Nähe der Fundorte lebt. Aber die liegen weit auseinander, zwischen Fundort zwei und Fundort drei liegen sechs Kilometer. Die Babys wurden wohl mit einem Auto dorthin gefahren. Den Wohnort der Mutter vermuten die Ermittler im Norden Pankows, in Panketal, die Gemeinde zu der auch der zweite Fundort Schwanebeck zählt, oder in Ahrensfelde. Sie suchen noch immer nach der Frau aus dem Video, eine junge Frau mitteleuropäischen Aussehens.

Über den Grund, warum die Mutter nicht verhütet, können die Ermittler nur spekulieren. Ist sie streng religiös? Wird sie zum Sex gezwungen? Und: Akzeptiert ihr Umfeld nur männlichen Nachwuchs? Bei den Berliner Ermittlern fällt in den Gesprächen der Name Josef Fritzl, in Brandenburg der von Natascha Kampusch.

Das sind Namen aus zwei der verstörendsten Kriminalfälle der europäischen Nachkriegsgeschichte. Kampusch wurde entführt und in einem Kellerverlies misshandelt. Fritzl vergewaltigte über 24 Jahre seine eigene Tochter, zeugte sieben

Kinder mit ihr. Wird irgendwo in den beschaulichen Einfamilienhaussiedlungen oder in einer Gartenlaube im Nordosten Berlins eine Frau gefangen gehalten? Wird sie immer wieder aufs Neue von ihrem Peiniger schwanger?

Allerdings ist da Lilos Grashalm. Auch andere Spuren belegen: Das erste Kind, Emma, wurde in einem Haus oder einer Wohnung geboren, die zwei jüngeren Kinder draußen. Lebt die Mutter also in Gefangenschaft, so konnte sie diese mindestens zweimal verlassen. Und: Die Babys kommen immer im August oder September auf die Welt, die Frau wird also immer gegen Weihnachten oder um den Jahreswechsel schwanger. Lebt sie vielleicht gar nicht mit dem Vater zusammen? Kommt es nur einmal im Jahr zum Geschlechtsverkehr?

Hanna ist jetzt elf Monate alt, Lilo hat in acht Tagen ihren zweiten Geburtstag, Emma wird bald drei. Sie leben bei Adoptiveltern. Und werden früher oder später fragen: Wer sind unsere Eltern und warum sollten wir nicht bei ihnen bleiben?

Die Ermittler hoffen, die Mutter zu finden, bevor die Mädchen diese Fragen stellen. Die Frau leidet, darin sind sich Kriminologen oder Psychologen einig. Ihre Situation verschlechtert sich, sie handelt zunehmend ungeplant. Und jeden Sommer kämpft sie womöglich aufs Neue mit sich. „Das ist keine Rabenmutter“, sagt Isabella Heuser, Direktorin der Klinik für Psychiatrie an der Charité. An das Aussetzen der eigenen Neugeborenen könne sich eine Mutter nicht gewöhnen, jedes Mal würde sie zerreiben, zwischen der starken Bindung zum Kind und den Zwängen, die sie zur Aussetzung treiben. „Die Polizeimuss diese Frau finden“, sagt Heuser. Nicht um sie zu bestrafen. Um ihr zu helfen

Hanna lächelt. Sie hat sich in die silberne Rettungsfolie gekuschelt, ein rotes Handtuch bedeckt sie, ihre linke Hand berührt ihr Kinn. Das Foto ist in der Nacht entstanden, in der das Mädchen ausgesetzt wurde. Jetzt ziert das Bild das Deckblatt eines 28-seitigen Berichts, der die Polizeiermittlungen im Fall der drei Schwestern auf den Kopf stellen könnte. Katrin Brandt hat ihn zusammen mit drei weiteren Fallanalytikern erstellt. Brandt ist eine Frau der Fakten und Wahrscheinlichkeiten. In drei Monaten hat sie alle objektiven Spuren neu bewertet, sie ist die Tatorte noch mal abgegangen, hat drei Leitz-Ordner voller Befragungsprotokolle und Beweisaufnahmen

zu einem möglichen Profil der Kindsmutter destilliert. Sie blickt auf das Deckblatt mit dem Babyfoto und sagt: „Die Mäuse haben einfach nur Pech gehabt.“

Wieder war es die erste Kindsaussetzung, in der Bushaltestelle vor drei Jahren, bei der Brandt und ihre Kollegen auf die entscheidende Spur gestoßen sind. Oder besser: auf eine entscheidende Spur sind sie dort nicht gestoßen.

Im Gegensatz zu den zwei späteren Findelkindern fehlten auf dem Strampler und dem Kissen, auf dem das erste Baby abgelegt wurde, DNA-Spuren der Mutter. Dafür gab es dort andere Spuren. Die Analyse ergab: Sie stammen von einer nahen Verwandten. Mit hoher Wahrscheinlichkeit war jene junge Frau, die nach Sonnenuntergang mit Emma zur Bushaltestelle am Klinikum schlich, nicht die Mutter. Womöglich war es eine ältere Schwester der drei Mädchen.

Vermutlich gibt es im Haushalt der Mutter sogar noch ein weiteres Kind. Denn Emma hatte eine Windel, die viel zu groß für ein Neugeborenes war. Ihr blauer Strampler war abgetragen, stammt aus einem Otto-Versand-Katalog aus dem Jahr 2005.

Hat die Polizei also drei Jahre lang nach der falschen Frau gesucht? Der Bericht von Katrin Brandt legt das nahe. Das neue Profil: Eine Frau zwischen 33 und 48 Jahren, die in einer familiären Beziehung lebt, über ein Auto verfügt und womöglich bereits ein oder zwei Kinder hat. Auch Brandt hofft auf eine baldige Aufklärung. Aber da ist die Sache mit den Wahrscheinlichkeiten. Die legen etwas anderes nahe: „In der Vergangenheit blieb ein großer Teil solcher Straftaten unaufgeklärt“, sagt sie.

Tatsachen haben auch Heike Krieger geholfen, der Frau, die vor zwei Jahren Lilo auf ihrem Fußabstreifer fand. Die Erkenntnis, dass die Mädchen Schwestern sind, sie hat ihr die Angst genommen, dass das Findelkind etwas mit ihrer Familie zu tun haben könnte. Heike Krieger setzt sich in diesen heißen Sommertagen immer mal wieder an ihren Rechner, tippt „Ausgesetzte Babys Berlin Blankenburg“ bei Google ein. Sie wartet auf Neuigkeiten. „Das habe ich schon drin“, sagt sie.

Das grüne Metalltor zu ihrer Hauseinfahrt unter der großen Linde in Blankenburg, es bleibt jetzt verschlossen.

Bis zum letzten Tropfen

Alle, die hier landen, sind austherapiert. 46 Männer, schwere Alkoholiker, leben im Herrenwohnheim in Kreuzberg und dürfen trinken, so viel sie wollen. Ihr Leben lang haben sie sich und andere enttäuscht. Nun formuliert die Gesellschaft keine Erwartungen mehr. Es ist ein wunderbarer Ort

Von Maris Hubschmid, Der Tagesspiegel, 28.04.2018

Ganz oben, den Gang runter links, wohnt Martin. Martin fand sich eines Tages mit Schläuchen und Kanülen im Körper in einem Neuköllner Krankenhausbett wieder. Passanten hatten die 112 gewählt, weil er bewusstlos in einer Hofdurchfahrt lag. Der Befund: schwerste Unterkühlung, Lungenentzündung. „Beinah wär’ ich hops gegangen“, sagt Martin. Die Ärzte waren schon drauf und dran, die Maschinen abzustellen. Was aus seiner damaligen Sicht nicht weiter schlimm gewesen wäre.

An seinem Bett stand eine Frau und sprach von einer Krankenhausrechnung von mehr als 20 000 Euro. Da er die offensichtlich nicht habe, werde ihm künftig eine Betreuerin an die Seite gestellt und das sei sie. Direkt, vertrauenswürdig. „Die Frau ist ne echte Kapazität!“, sagt Martin. Die hat ihn vermittelt, und jetzt gehört ihm hier das Premiumzimmer, 22,56 Quadratmeter mit Sonnenterrasse und freier Sicht bis zur Gneisenaustraße und dem Swingerclub Zwanglos III.

Vier Jahre, fünf Monate. So lange sei er hier, sagt Martin, er weiß das genau. Alles super, Zimmer mit eigenem Schlüssel, Frühstücksbuffet und Mittagessen nach Wahl, 24 Stunden jemand da, das ist nützlich.

Ganz unten, im Erdgeschoss, wohnen die, denen man schon Beine hat abnehmen müssen, die nicht mehr laufen können. Oder ihr Stockwerk sonst nicht finden würden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sie nennen es Herrenwohnheim. Ein unauffälliger Zweckbau, fünfstöckig, blauweiße Fassade. So etwas wie das Haus in der Kreuzberger Nostitzstraße gibt es in Berlin kein zweites Mal. Hier leben 46 Männer, allesamt Alkoholiker, Obdachlose, ehe sie hierherkamen. Jeder zweite von ihnen ist ein Pflegefall. Viele überfordert die bloße Frage, wie viele Entzüge sie gemacht haben.

Die Männer, die hier landen, sind austherapiert, sagt der Heimleiter. Keiner setzt mehr Hoffnungen in sie. Weil man ihnen die Kraft abspricht, gegen ihr Verlangen anzukämpfen, dürfen sie tun, wonach sie am meisten dürsten: Trinken. „Suchtakzeptierendes Modellprojekt“, heißt das in der Broschüre. „Betreutes Bechern“, nennt das mancher im Kiez.

Ihr Leben lang haben diese Männer andere Menschen enttäuscht – oder sich selbst. Hier schließlich, am Ende eines langen Weges, formuliert die Gesellschaft keine Erwartungen mehr an sie. Das Herrenwohnheim ist ein wunderbarer Ort.

Martin ist dünn und 62 Jahre alt, die fahle Haut lässt ihn älter wirken. An sonnigen Tagen wie heute trägt er Schirmmütze über den langen offenen Haaren, an wolkenverhangenen eine schwarze Strickmütze. Martin ist kein Mann, der große Worte verliert. Aber er gewährt ihnen gerne Unterschlupf. An dunkelblauen Schranktüren kleben Weisheiten, die er aus Zeitungen ausgeschnitten hat: „Ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt.“ Hölderlin. „Das Lachen lernt der Mensch später als das Weinen und verlernt es früher.“ Charles Tschopp. Jetzt zitiert Martin Einstein: „Mehr als die Vergangenheit interessiert mich die Zukunft, denn in ihr gedenke ich zu leben.“ Genau so sehe er das. Und zwar hier. Dabei könnte Martin mühelos woanders sein. Als einziger.

Wer hierher kommt, wird zuallererst gebadet oder geduscht. Sämtliche Kleidungsstücke, die er am Leib hat, wandern in den Müll. Viele Neuankömmlinge haben offene Wunden, in die manchmal schon die Strümpfe eingewachsen sind. Dann wird gewaschen, gesalbt, verbunden. Als vor 19 Monaten ein Mann vor der Tür steht, frisch rasiert, Hemd und Jackett, mit blank geputzten Stiefeln, fragt die Frau, die ihn begrüßt, ob er sich als Sozialarbeiter bewerben wolle. „Ich würde gerne hier einziehen“, sagt Till.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Till ist eine Ausnahmeerscheinung, sagen die Mitarbeiter des Heims, dem Till merkt man die Straße nicht an. Gepflegt wie der ist, adrett, höflich. Nur wenigen fällt das leichte Zittern auf, das Till schon am Morgen hat. Der unsichere Gang. Die Augen, die manchmal verwässert sind.

Seit Till 18 ist, hat er immer eine eigene Wohnung gehabt. Charlottenburg. Er hat die Freiheit früh gewollt: Niemandem Rechenschaft schulden, einfach machen können. Darum war – er stand in Anglistik, Geschichte und Politik bereits kurz vor der Magisterarbeit – das Jobangebot auch so verlockend. Messe- und Ausstellungsbau, 3000 Mark sofort aufs Konto, nicht mehr ständig knapsen müssen. Letztlich, sagt er rückblickend, „hätte ich lieber mein Studium abschließen sollen“. Er habe, ihm sei das klar, Chancen nicht genutzt. „Wir sitzen alle im selben Boot hier: Wir haben im Leben ein bisschen verkackt.“

Till ist 51 und „Spiegeltrinker“. Er bemüht sich, seinen Wohlfühl-Pegel zu halten. Morgens drei Bier, das reicht ihm erstmal. Nur manchmal rutscht es ihm weg. „Wenn ich dicht bin, lege ich mich gleich ins Bett.“ So wie Silvester. Till, haben sie gerufen, die Jungs aus seiner Etage, an seine Tür geklopft, ist gleich zwölf, Mensch, komm mal runter. Unten im Gemeinschaftsraum war High Life, Häppchen, Luftschlangen, Tischfeuerwerk. Er aber ist stumpf ins neue Jahr hineingedämmert, allein, keine Raketen, nichts.

Ist das nicht Luxus? Ruhe, sagt Till. Auf Platte, auf der Straße, darfst du nicht allein sein, allein Platte zu machen ist gefährlich. Leute, die nichts haben, bestehlen andere, die auch nichts haben, sie rauben dir Tabak, Trinken, Essen, den vollen Sack Pfandflaschen, bestimmt 15 Euro. Wenn du pennst, nehmen sie dir deine Schuhe weg. Als er noch unerfahren war, hat Till sich einmal in den Aufgang zu Karstadt am Hermannplatz gelegt. Da kam eine Frau, rüttelte ihn an der Schulter: Schlaf hier nicht ein, Mann, die ziehen dich ab! Recht hat sie behalten.

Man wird so schnell verprügelt. Dort drei gelangweilte Russen, „kriegst du halt auf die Fresse“, da ein paar Türken, die dir den Weg versperren: „Bist du schwul? Du hast rote Haare!“ „Pass mal auf, du Suppenkasper“, hat er noch zurückgeschnauzt, als sie ihm schon in den Hintern traten, man hat ja seinen Stolz, ergibt sich nicht wortlos. Nee, sagt Till, schüttet sich nochmal Wodka mit Apfelsaft nach, obwohl es erst

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Vormittag ist, weil aber diese Unterhaltung eine dieser besonderen Situationen darstellt, in denen er nervlich angespannt ist. „Du musst schon zu zweit sein, mit einem Passmann oder einer Passfrau“, Mitstreitern, die aufpassen, „oder einem Hund.“

Till betont, dass er da draußen, was nicht heiÙe unter Brücken, nee, ganz solide mit festem Wohnsitz, viele Freundinnen und Freunde habe. Bei denen er auch übernachten durfte, vorübergehend, als seine Wohnung futsch war. Es ging nur nicht vorüber.

Der jüngste der Männer hier ist 40. Der älteste 77. So unterschiedlich sie sind, haben sie alle auf ähnliche Weise verkackt: „Job verloren, Kind gestorben, Frau gestorben, aus der Bahn“, fasst der Heimleiter, Ulrich Davids, zusammen. Dem Alkohol verfallen. Die Miete nicht bezahlt.

An einem Korkbrett an der Wand im hellblau gestrichenen Eingangsbereich hängt ein Schild: „Aus Gründen der allgemeinen Hausruhe ist in der Zeit von 6 Uhr bis 10 Uhr kein Alkoholkonsum im Vorraum sowie Tagesraum gestattet.“ Trinkt man eben auf dem Zimmer. Es ist zwanzig nach zehn, alle haben Bierflaschen in der Hand.

„Wärst du nicht mal wieder reif für eine Entgiftung?“, fragt der Heimleiter gelegentlich – das Herrenwohnheim ist ein Haus, in dem man duzt. Der Leiter ist der Uli. Wer einwilligt, na gut, Uli, kommt zehn Tage ins nahe Urbanklinikum oder ins Krankenhaus Neukölln. Auch Till überlegt, ob er das mal wieder machen sollte: als lebensverlängernde Maßnahme. Dem Körper eine Pause gönnen.

Till war auch mal vier Jahre trocken. Oder anderthalb. Wie oft hat ihn die Mutter mit ihrem kleinen Citroën zur Entgiftung gefahren? Er weiß noch, wie sie, viel früher, ein Klümpchen Haschisch unter seinem Bett fand. „Das ist mir lieber, wenn du mal nen Joint rauchst, als wenn du anfängst zu saufen“, hat sie gesagt.

Schon Tills Vater war ein Trinker. Aber den kannte er kaum. Der Stiefvater goss sich immer freitags einen auf die Lampe, wenn Lohntag war. Mach nicht den Fehler deiner Väter, hat die Mutter gemahnt, und an ihn geglaubt, als er es schon selber nicht mehr tat. Wie stolz sie war, als er die IHK-Prüfung zum Übersetzer bestand, nur zwei von 14 aus der Gruppe! Kam ihm entgegen, die Freiberuflichkeit, einerseits. Kein Chef, der tadelt: Sie haben ja 'ne Fahne! Kaum Kontrolle, viel Flexibilität.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er hatte die besten Vorsätze. Die hat das Pils weggespült. Aufträge verloren, Miete nicht gezahlt. „Du hast doch die Ausbildung“, hat die Mutter wieder und wieder angefangen, bis er geschrien hat, dass er sowieso noch nie zu dem Dreck gestanden habe, den er da übersetzen soll, Wirtschaftsschreiben, Kapitalistensprech. Ich kann die Vorwürfe nicht mehr ertragen, hat er gebrüllt, hau ab! Und sie hat geweint. Von da an war Funkstille.

All die Frauen, die es gut mit ihm meinten, haben irgendwann gesagt: Der Alkohol oder ich. Und Till, der sich nicht vorschreiben lassen wollte, wie er zu leben hat, hat sich jedes Mal, wie er meinte, für die Freiheit entschieden.

Till ist auch deswegen eine Ausnahme, weil er offen ausspricht: Ich bin krank. Der Alkohol gehört zu meinem Leben, sagt er. Darum hat Till, als er im Spätsommer 2016 einmal wieder in einer Suppenküche im Wedding saß und eine Sozialarbeiterin an ihren Tisch trat mit der Frage: „Ist einer von Ihnen Alkoholiker?“, anders als seine Passmänner, die sofort verneinten, ja gesagt. Ja, ich bin süchtig. „Da habe ich vielleicht was für Sie“, hat die gesagt, und so hat die Freiheit Till hierher geführt.

Natürlich, sagt Till, lasse ihn nicht kalt, was der Alkohol mit Menschen macht. Wie er Leben zerstört, Karrieren, Familien. Zwei im Wohnheim haben das Korsakow-Syndrom, da ist der Alkohol bereits im Hirn. Die kriegen gar nicht mehr mit, dass man ihnen alkoholfreies Bier hinstellt. „Manche scheißen auf alles“, sagt Till und meint es wörtlich. Wenn ein Gast das Klo auf dem Gang benutzen will, geht Till schnell vor, um sich zu vergewissern, dass alles in Ordnung ist. Eine Zeit lang hat einer hier gelebt, der hatte verlernt, die Toilette zu benutzen, immer in die Ecke gekotet. Das war ein Maler, dessen Bilder hingen sogar im Bundestag.

Ein anderer war früher IT-Manager bei Siemens. Alkoholismus gibt es in allen Altersgruppen und allen gesellschaftlichen Schichten. Manche verbergen ihn erstaunlich gut. Andere übersehen ihn erstaunlich lange. Wann wird aus geselligem Trinken eine zerstörerische Krankheit? Lange hat Till geglaubt, dass er den Alkohol im Griff hat. Spät hat er erkannt, dass es umgekehrt ist.

Wie er gelacht hat, als die Freundin ihn zur Therapie anmelden wollte. Der zeigt ich's, ab sofort trinke ich nix, sagte er sich, nachdem sie gegangen war. Zwei Nächte lag

er wach. In der dritten rieselte plötzlich Schnee von der Decke, hörte er Stimmen. Als sich der Boden zu wellen begann, lief Till davon. Fiel. Kam irgendwann, wacklig, mit blutigen Knien, bei seiner Mutter an. Die fuhr ihn ins Jüdische Krankenhaus. „Meine erste Entgiftung.“

Die Ärzte rieten: Suchen Sie sich einen neuen Freundeskreis, starten Sie neu! Er hätte ihnen die Freude gern gemacht. Ein Dreivierteljahr riss sich Till zusammen. Dass er sich, als die Langeweile wieder allzu groß wurde, einen Sechserträger holte: Reine Trotzreaktion, sagt er. Das schlechte Gewissen kam erst mit dem Kater. Danach ging er dazu über, sich Ziele zu setzen. Nicht mehr als vier Bier am Tag. Nicht mehr als sechs.

Und wenn es zwanzig sind – im Heim hält ihm das keiner vor. Der Till hat es sich nett gemacht im dritten Stock, sagt der Heimleiter, so richtig mit Teppich und Salzkristalllampe, Grünstängel und Dekoschälchen auf dem Fensterbrett. Auf einem schmalen Wandregal thront Disneys Elsa, die Eiskönigin. Die hat er zwei kleinen Mädchen abgekauft, sagt er, die Flohmarkt gemacht haben auf dem Bürgersteig. Sie wollten 50 Cent dafür haben, er gab einen Euro.

„Das habe ich vermisst. Meine Dinge um mich.“ Als Obdachloser hast du ewig die Sporttasche auf der Schulter, um elf Uhr raus aus den Notunterkünften, nicht vor 18 Uhr zurückkommen, Schlange stehen. Als er hier einzog, hat er zuerst den Plattenspieler abgeholt, den er bei Freunden untergestellt hatte, die Freunde genug waren, ihn nicht fortzugeben. Till hat Platten vertickt, wann immer er Geld brauchte, und das war oft. Zum Glück nicht alle. Tills Mutter war Schallplatten-Verkäuferin im Kadewe. Mit Jimi Hendrix, Neil Young, den Sex Pistols übertönt er das Husten, die ständige Hintergrundmusik des Heims.

Von ganz oben, von seinem Balkon aus, blickt Martin auf das Dach der Tankstelle, bei der sich diejenigen mit Alkohol eindecken, die es nicht mehr bis Edeka oder Netto in die Bergmannstraße schaffen. Das ist die Mehrheit. Der Kosmos der Herren im Herrenwohnheim ist klein geworden. Die Tankstelle markiert den Horizont. Es gibt eine Regel: Die Mitarbeiter dulden den Alkohol, aber sie kaufen ihn nicht. Es wird auch nicht gern gesehen, dass jemand Sprit für andere holt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Tankstelle grenzt nahezu direkt an das Wohnheim, ein Segen für die Bewohner und für den Tankstellenbesitzer. Einmal waren der Inhaber, zwei Angestellte und ein Azubi bei ihnen zu Gast. Der Heimleiter Ulrich Davids hat sie herumgeführt und gebeten, nichts mehr zu verkaufen, wenn einer offenkundig richtig, richtig fertig ist. So, dass er womöglich den Heimweg nicht schafft. Da achten die jetzt drauf, die Leute in den roten Poloshirts, mehr kann man nicht verlangen.

Es ist nur: Weil der Stoff an der Tankstelle teuer ist, wird es bei vielen zum Monatsende knapp. Es ist Unsinn, sein Bier an der Tanke zu kaufen, sagt Till, schwer genug, von Hartz IV eine Sucht zu finanzieren. Till geht täglich einkaufen, das beschäftigt, dann fängt er nicht gleich morgens an zu trinken. Die drei Bier zählen nicht. Ich kann ganz gut kochen, sagt er, jedes Stockwerk hat eine eigene Kochnische. Wenn ihm danach ist, macht er Grünkohl mit Pinkel und Kartoffeln. Sein übernächster Nachbar, der Uwe, macht manchmal Chili con Carne, da kriegen dann alle was ab. Tür auf, Uwe rein: „Hab ich meinen Namen gehört?“ – „Lauschst du etwa, Uwe?“ – „Oha, Damenbesuch!“ Kichernd verschwindet Uwe wieder im Flur, seine Schritte entfernen sich hörbar auf dem Linoleum.

Letzte Woche hat sich Till ein bisschen Extravaganz gegönnt. Ein Sonderangebot in der Bergmannstraße, Teller Sushi für unter sechs Euro. „Businesslunch“, sagt er.

Das Hartz-IV-Geld kommt auf das Konto des Heims, und die Bewohner können entscheiden, ob sie es sich in einem Schwung auszahlen lassen oder in täglichen Raten. Um 13 Uhr, nach dem Mittagessen, ist Taschengeldausgabe. Zum Monatsbeginn, und so einer ist gerade, heißt es: hoch die Tassen! Am Stammtisch gegenüber der automatischen Eingangstür und dem Fahrstuhl, Polsterbank unterm Po, Aschenbecher neben sich, prosten sie einander zu. Reißen Witze über Angela Merkel, den FC Bayern – oder erzählen einander, wie man hier gelandet ist. Hat sich ja jeder mal was anderes ausgemalt, sagt Till. Gleichwohl: Im zweiten Stock hat einer eine Karte an seine Tür gehängt, „Komm, wir leben einfach. Egal wohin“. Das gefällt ihnen gut.

Zum Monatsende wird die Stimmung schnell aggressiv. „Der Typ ist ein Arsch, der schuldet mir Geld“, schon wird rumgeschubst. Auch Till wollte bei der ein oder anderen Gelegenheit schon der ein oder andere die Fresse polieren. Wenn es richtig Krawall gibt, rufen die Sozialarbeiter zum Plenum, Stuhlkreis im Gemeinschaftsraum.

Früher oder später, sagt Till, hat sich noch fast jeder entschuldigt. „Ich hatte nix mehr zu trinken.“ Oder: „Ich war besoffen.“ Ich weiß, sagt Till.

Echte Prügeleien gibt es selten. Häufiger ist, dass der zuerst Geschubste direkt liegen bleibt. Wenn es vor Tills Tür poltert, guckt er, wie er helfen kann. In glimpflichen Fällen trägt er mit dem Nachtdienst den Bernd ins Bett. In schlimmen alarmiert er den Notarzt.

Das Wunderbare an diesem Ort ist auch, dass hier jeder sieben Leben hat. Viele wären längst tot, wenn sie statt vor Tills Tür irgendwo dort draußen zusammengebrochen wären. So wie damals Martin.

Vor 17 Monaten hatte Martin wieder so ein Aufwacherlebnis der besonderen Art. Er war zusammengeklappt, einfach so, und wie er – schon wieder im Krankenhaus – zu sich kam, hatte er null Promille und keine nennenswerten Entzugserscheinungen. Da hat er das nochmal als Signal für einen Neuanfang begriffen, und seit bald anderthalb Jahren, ganz aus eigenem Antrieb, in der Geschichte des Heims hat es so was noch nie gegeben, hat er keinen Tropfen Alkohol mehr angerührt.

„Unser Star.“ So sprechen die Sozialarbeiter inzwischen anerkennend von ihm. Er raucht noch, 30 Zigaretten am Tag, schätzt er, aber seine Augen, wie klar die geworden sind! Wenn wieder alle einander zuprosten, trinkt Martin Filterkaffee oder Wasser. Er sitzt jetzt seltener am Stammtisch. „Das Gelaber nervt mich, Schwachsinn aus allen Richtungen.“ Früher sei ihm das nur nicht so aufgefallen.

Nach seiner Nahtoderfahrung habe er sich an vieles nicht mehr erinnern können. 30 Jahre seines Lebens: „Einfach weg“, sagt er. Auf jeden Fall war da, er formuliert es mal so, eine Riesenpleite mit einer Beziehung. Der Schwiegervater hatte noch gewarnt: Heirate die nicht, die kommt nach ihrer Mutter! Krittelte ständig an Martin herum. „Trink nicht so viel“, gehörte auch dazu. Martin hätte ihr den Gefallen gern getan. „Bis Madame durchdrehte, selber Alkohol, Drogen; und so'n Penner heiraten wollte.“ Martin zog zu seinen Eltern, Sonnenallee, gegenüber dem Arbeitsamt. Aber Jobs hatten die für ihn, der mal Elektromechaniker gelernt hatte, da schon nicht mehr.

Die Mutter ging zu Reemtsma in die Zigarettenfabrik in Wilmersdorf, zuhause hockte der Vater, der nach einem Unfall auf dem Bau Frührentner war.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eines sonnigen Nachmittags, Schirmmützen-Wetter, saß Martin zeitunglesend am Hermannplatz, als eine Frau einen Kinderwagen vorbeischoob, das Kind im Wagen auf ihn zeigte und „Papa!“ rief. Die Mutter, etwas peinlich berührt, schob schnell weiter, Martin nahm die Verfolgung auf. Es begann seine glücklichste Zeit, doch, so viel weiß er noch.

Sei man nicht aber eigentlich hier, um über das Heim zu reden? Drei Jahre war er obdachlos. Was ihm hier ein bisschen fehle, sagt Martin, sind die Tiere. Wenn du zitternd auf einer Parkbank aufwachst und ein Eichhörnchen randaliert über dir im Baum. Wenn du feststellst, dass du gar nicht mehr privat in deinem Schlafsack bist, weil ein vorwitziger Spatz Krümel pickt.

Haustiere darf er keine halten. Ansonsten möchte er echt nicht meckern. Jede Woche Spielenachmittag, die Ärzte kommen zur Blutabnahme ins Haus. Freundliche Frauen helfen auch bei der Hygiene, wenn es nötig ist. „Die Diana ist ’ne Feine“, sagt er, die putzt hier und hat immer Zeit für einen Plausch, da, die Brünette auf dem Bild, das im Regal über dem Buch mit dem Titel Faszination Oper und dem Ratgeber lehnt, 1000 Tipps, ’ne extra Mark zu verdienen, das ist die Diana. Und die andere, blonde daneben? Das ist die gesetzliche Betreuerin, die Kapazität, auf dieser Aufnahme verkleidet als Teufel. Sonst gibt es keine Fotos im Raum.

Die Kleine, die sich Martin als Papa ausgesucht hatte, ging, als sie 18 war, zum Studium nach Hannover. Was sie heute macht, weiß Martin nicht. Die zugehörige Mutter starb 2005, 13 Jahre ist das her. Ihm ist, als sei es gestern gewesen. Bloß erinnern kann er sich kaum. Frau gestorben, Miete nicht gezahlt. Zog Martin eben abermals zu seiner Mutter. „Wir haben uns unser Leben lang gut verstanden“, sagt er. 2010 starb auch sie.

„Ich habe einen Sohn“, sagt Martin plötzlich. Als sei es eine Anekdote von vielen. Mit der durchgeknallten Madame, jawoll. Aber das habe sich irgendwie verlaufen. Martin weiß nicht mehr, wie.

Ab und zu, wenn im Büro des Heimleiters das Telefon klingelt, fragt eine Stimme zögerlich: Wohnt mein Vater bei Ihnen? Es kommt vor, dass der Leiter jemandem

mitteilen kann: „Du hast ein Enkelkind.“ An solchen Tagen passiert es, dass im Kreuzberger Herrenwohnheim eine hochprozentige Träne fließt.

Einigen Anrufern reicht die Gewissheit: Der Vater ist versorgt. Anderen reicht die Gewissheit: Der Vater ist ein Penner und Säufer. Sie rufen nie wieder an. Nur ein kleiner Teil nähert sich vorsichtig an. Mithin scheuen die Angehörigen den letzten Schritt über die Schwelle, weil sie dem Vater nicht verzeihen können, dass er sie oder die Mutter geschlagen und verlassen hat. Oder sie müssen feststellen, dass nicht mehr viel Austausch möglich ist. Bei einigen wenigen kommt regelmäßig ein Verwandter und macht das Zimmer.

Dann lugt plötzlich das Draußen ins Heim. „Vorsicht, wir essen Kinder!“, ruft Tills Nachbar Bernd, als eines Nachmittags eine Frau ihre zweijährige Tochter mitbringt. Und schiebt, selber erschrocken, schnell hinterher: „Nur ein Scherz.“ Er geht in die Knie, bläst die Backen auf. Das Kind lacht. „Hab ja selber welche“, sagt Bernd.

Die Männer auf Tills Etage heißen Uwe, Ralf, Rolf, Manfred, Volkmar, Volker und Bernd. Die Männer auf der Etage von Martin heißen Siegfried, Christoph, Manfred, Günter, Herbert und Frank. Auch ein paar Osteuropäer leben hier, Pawel, Zygfyrd, Yogendran. Im Erdgeschoss gibt es einen Ghanaer. Neulich hat einer „Halt’s Maul, du Neger“ geschimpft. Da war Till zur Stelle. Lass doch den Mann in Ruhe, du kannst dir das nicht leisten, du fliegst raus. Bei Rassismus ist der Heimleiter konsequent.

Auch ein Türke wohnt jetzt hier. In anderen Kulturkreisen, sagt Ulrich Davids, sei es noch selbstverständlicher, dass man Angehörige zuhause pflegt. Doch dieses Verständnis kippe. Parallel wächst da draußen in Berlin die Zahl jener, die gar keine Familie in Deutschland haben.

Tills Mutter stand ein halbes Jahr, nachdem es eskaliert war, unangekündigt mit einer Sonnenblume vor der Tür. Wollte sich versöhnen. Till war froh – und wusste zugleich: Im nächsten Moment ist es damit vorbei. Du bist ja schon wieder betrunken, Till, sagte sie, nachdem sie ihn gemustert und die Luft eingezogen hatte. Till sagte nichts. Da schritt sie an ihm vorbei, stellte ihm die Sonnenblume in sein halbleeres Bierglas und ging wieder. Drei Monate später erreichte ihn die Nachricht von ihrem Tod, Herzinfarkt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Eine junge Frau, lachend, dunkler Bubikopf, auf einem geblühten Bettbezug liegend, die sich an ein Baby schmiegt. Der Säugling: die Finger zu Fäustchen geballt, ängstlich in die Kamera guckend. Till. Frühling, Sommer, Herbst, Winter auf der Platte hat Till diese Schwarzweißfotografie bei sich getragen und gehütet.

Wenn ein Neuer von den Sozialarbeitern an dieser Adresse gemeldet wird, dauert es nicht lange, ehe die ersten Briefe eintreffen. Unterhaltsforderungen, Inkassoschreiben, Anzeigen. Till hat Schulden bei Vattenfall, Gasag, „ein bisschen Scheiße hab ich auch gebaut. Aber nie geschnorrt“. Das habe was mit Selbstachtung zu tun.

Im Sommer feiern sie hier ihr 20. Jubiläum. Doch so lange ist kein Bewohner dabei. 77, sagt der Heimleiter, sei schon ein verdammt hohes Alter für einen Alkoholiker.

Wenn jemand gestorben ist, ist die Stimmung im Haus eine andere. Auf einem Tisch im Gemeinschaftsraum stehen ein Foto, eine Kerze, ein Kondolenzbuch. Der kleine Günter ist tot, rufen die Männer einander zu, „wir brauchen einen neuen kleinen Günter!“ Doch ehe es zur Beisetzung kommt, vergehen oft Monate. Sozialbestattung – da nimmt das Beerdigungsinstitut die Einäscherung dann vor, wenn es passt. Das Amt überweist 285 Euro für eine Trauerfeier, den Rest gibt die Kirchengemeinde dazu, die das Heim unterhält. Für einen Musiker, einen kleinen Kranz, ein Blech Kuchen.

Jeder, der sich dann noch an den Verstorbenen erinnert und mitwill, bekommt eine Blume in die Hand. Früher haben sie öfter gemeinsam Ausflüge gemacht, rein in den Bus und ins Grüne. Mit der aktuellen Mannschaft, sagt der Heimleiter, funktioniere das nicht. Der Friedhof der evangelischen Heilig-Kreuz-Passion ist der einzige Ort, an dem sie sich regelmäßig treffen. Und ihre gemeinsame Perspektive.

Doch nicht alle schlafen hier ihren letzten Rausch aus. Manche verschwinden einfach. In der Wache Friesenstraße sind die Beamten schon daran gewöhnt, dass der Heimleiter Vermisstenanzeigen aufgibt. Wenn jemand sein Zimmer unabgesprochen länger als drei Nächte nicht nutzt, wird es weggegeben. Die Warteliste ist lang.

Seitdem Martin nicht mehr säuft, macht er mehr sein Ding. Neulich ist er mal bis Ku'damm gefahren, wo er in den Siebzigern mit seiner Mutter essen war, Lehniner

Platz, und bis Breitscheidplatz zurückgelaufen. In der Bahn sprang ihn eine Reklame für das „Sealife“ an, aber da stand keine Adresse, ein Plakat ohne Adresse! Es dauerte, die herauszufinden, aber gelohnt hat sich das. Bald will er auch mal ins richtige Aquarium.

Müsste der Heimleiter Martin nicht bitten, zu gehen, strenggenommen? Wo der nun kein Alkoholproblem mehr hat? Das möchte der Heimleiter nicht, er mag Martin und weiß, wie schnell ein Alkoholiker rückfällig wird. Alkoholiker, sagt er, „bleibt man ein Leben lang.“

Till schenkt sich ein letztes Mal an diesem Vormittag Wodka nach, in drei Minuten ist es zwölf. Ich will, sagt er, hier nicht meinen Lebensabend verbringen. Das Heim sei bloß eine Übergangslösung. Wieder eine eigene Wohnung zu haben, so eine richtige, vielleicht mit einer schicken Freundin, davon träumt er. Er hat deshalb gerade einen Wohnberechtigungsschein mit Dringlichkeit beantragt, mal gucken, was daraus wird. Vielleicht der Beginn von etwas Großem, vielleicht nix. Das Leben ist ein Spiel, sagt Till, Mensch, ärgere dich nicht.

Oder Monopoly. Vor einer Weile hat Martin eine Ereigniskarte gezogen, ausnahmsweise im richtigen Leben. Martin hat geerbt, eine große Summe, näher soll sie nicht beziffert werden. Die „Kapazität“ hat angerufen und den Heimleiter informiert, dass jetzt kein Hartz IV mehr gezahlt werde. Martin könnte sich nun eine eigene Wohnung leisten. Ich bin finanziell unabhängig, sagt Martin dazu nur. Das sei angenehm. Sollten die Mitbewohner aber besser nicht wissen: Da stünden die ja ewig auf der Matte.

Er ist, 62, geschieden, verwitwet, jetzt also ein nüchterner, wohlhabender Mann in einem Heim für obdachlose Alkoholiker.

Und nun? Was nun? Nichts, sagt Martin, werde ihn je dazu bewegen, dieses Heim zu verlassen. „Verhungern werd' ich nicht. Erfrieren muss ich nicht. Was will ich mehr?“

Wieso sich dem Erfolgsdruck der Welt aussetzen? Der Gefahr, zu scheitern?

Und das Elend um ihn herum? „Elend?“, fragt Martin. Draußen habe er mehr Elend gesehen. Nein, zum ersten Mal in seinem Leben, sagt Martin, fühle er sich angekommen.